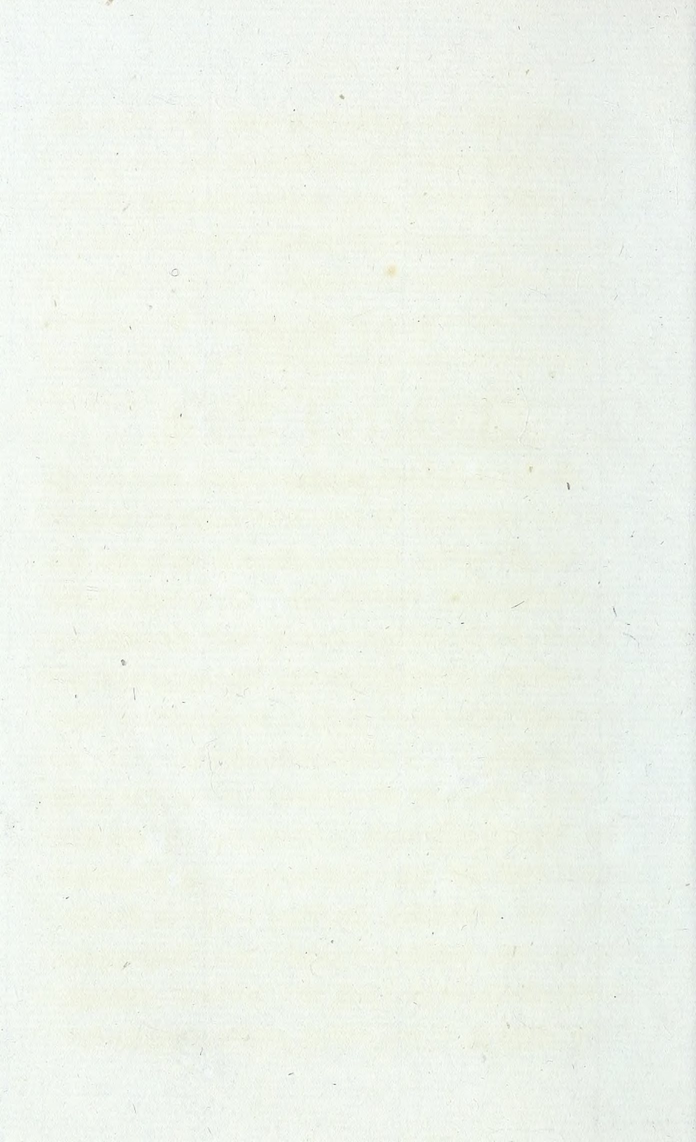








Zweites Buch.

Jaquetta.



Erstes Kapitel.

Der Austernparkwächter.

In der belgischen Seestadt, aus welcher Jaquetta stammt, ist es still, wie immer im Herbst.

Die Fremden, welche den Ort während der Sommermonate beleben, um sich die erquickende Seeluft zu Nutzen zu machen und Seebäder zu gebrauchen, haben sich in alle Weltgegenden zerstreut und mit ihnen ist Alles verschwunden, was auf sie und ihre Taschen spekulirt hat.

Die eleganten Kaufläden, in welchen noch vor Wochen glänzende Seidenstoffe mit der Riesenaufschrift just arrived of London zur Schau lagen, sind geschlossen, der Kaufmann in Brüssel, der in der Seestadt während der Saison ein Filialgeschäft hatte, hat die indischen Shawls, die er nicht abgesetzt, wieder an sich gezogen und

sie veranlassen jetzt vielleicht durch ihren Farbenglanz und die Weichheit ihres Gewebes die eleganten Damen, welche die rue de la Madelaine entlang wandeln, stehen zu bleiben.

Der Cursaal, in welchem sonst lustige Musik erklang, ist verödet, die Restaurationen, die Hotels und Cafés sind entweder geschlossen oder es hat sich doch wenigstens das rege Leben, welches zur Sommerzeit alle ihre Räume durchdrang, in einige kleine Stübchen zurückgezogen, welche den einheimischen Besuchern auch während der Wintersaison geöffnet bleiben.

Auch der Austernpark hat seine Functionen als Unterhaltungsort eingestellt und die Thätigkeit des schweigsamen Wächters beschränkt sich darauf, die Austern für den Export zurecht zu machen.

Was sonst an männlicher oder weiblicher Dienerschaft im Hause gewesen, ist entlassen, und es herrscht in demselben eine wahre Grabesstille.

Der alte Bultink ist, seit ihn die Tochter verlassen, noch einsilbiger geworden, als er es schon früher war. Er hat kaum einen andern Verkehr mit den Menschen, zu denen er eben in keiner geschäftlicher Beziehung steht, als daß er

zuweilen die steile Treppe zu seinem Freunde, dem Leuchtthurmwächter hinansteigt.

Auch zu diesem würde er vielleicht nicht kommen, wenn der alte Mann nicht einen Stoß alter Zeitungen hätte, in welchem er nach Bequemlichkeit wühlen kann.

Und der alte Austernparkwächter brütet gern über Zeitungen, seit ihm seine Tochter in die Welt gegangen ist.

Dabei ist es weder die Politik, noch überhaupt das, was in der großen Welt vorgeht, was ihn interessirt.

Er kümmert sich nur um die Wettrennen, und mit einem wahren Falkenauge stöbert er aus dem Wuste politischer und unpolitischer Zeitungsartikel jene Notizen heraus, die auf den Sport Bezug haben.

Besser und ausführlicher kann er sich über das Gebiet, das ihn ausschließlich interessirt, nicht belehren, als wenn er den Leuchtthurmwächter besucht, der von seinem Schwager, dem Curhausinspector, alljährlich nach dem Schlusse des Cursaales den ganzen Vorrath alter Zeitungen erhält, der sich während der Sommersaison angesammelt hat.

Auch heute hat sich Bultink auf den Weg gemacht, um einige Stunden bei dem Leuchthurmwächter zuzubringen.

Es ist recht unfreundlich draußen und das Meer wirft seine Wogen mit Macht an den Damm zur Freude der Arbeiter, welche das ganze Jahr über von den Schäden leben, die das Meer diesem Damme zufügt.

Diese arbeitsamen Leute schlafen während der Fluth und wachen und mauern, wenn die Ebbe eingetreten ist.

Ob es dann Tag oder Nacht ist, das ist gleichgiltig; bei der Nacht arbeiten sie bei Fackelglanz an der Ausbesserung des Dammes und an der Ausführung neuer Schutzwerke.

Und wenn sie ein Stück Arbeit gefördert haben, dann kommt das Meer und zerstört zwei Dritttheile dessen, was sie soeben fertig gebracht haben.

Die Arbeiter grüßen den alten Bultink, denn sie kennen ihn recht wohl.

Der Schiffer hält ihm den Kahn bereit, auf welchem er ihn für einige Centimes zum Leuchthurm hinüberbringt.

Bei diesem angelangt keucht der Greis die zweihundert Stufen empor und langt in dem Augenblick auf der Höhe an, als der Leuchtthurmwächter das elektrische Licht in der wunderbar construirten Laterne entzündet.

Es ist zwar noch lange nicht Abend, aber es bedeckt ein so dichter Nebel die Gegend, daß der Leuchthurmwächter nicht länger zögern durfte, das Licht anzumachen.

Bultink setzt sich in eine Ecke und greift in den Zeitungsstoß, der den Fußboden bedeckt.

Er liest nicht lange, so wird er unruhig und in seinem gewöhnlich stillen und ausdruckslosen Gesichte spiegelt sich eine gewisse Aufregung.

Er rutscht lange auf seinem Stuhle hin und her, läßt die Hand, die das Zeitungsblatt hält, sinken, runzelt die Stirn, zwinkert mit den Augen, versenkt diese vom Neuen in die Zeitung und erhebt sich endlich mit unverkennbarer Hast von seinem Sitze, indem er die Zeitung festhaltend zu dem Leuchthurmwächter sagt:

„Drinks — möchtet Ihr mir dies Zeitungsblatt schenken?“

Nehmt es mit Euch, Bultink, wenn Euch et-

was daran liegt“ entgegnete der Leuchthurm-wächter.

„Ich danke Euch, Drinks — ich will Euch morgen ein kleines Fäßchen Austern herauf schicken!“

„Seid nicht kindisch, Bultink — Ihr werdet mir doch nicht die alte Zeitungsnummer bezahlen wollen?“

Der Leuchthurmwächter lachte, Bultink aber sagte mit unverwüstlichem Ernste:

„Die Nummer ist nicht so alt — sie ist eine der letztangekommenen und datirt kaum einen Monat zurück. Uebrigens will ich Euch die Austern nicht für die Zeitung allein geben — es ist nur, damit Ihr ein Andenken an mich habt, wenn ich jetzt eine Zeitlang nicht kommen sollte! Ich habe gefunden, was ich suchte, was ich lange erwartete!“

„Wie? Ihr wollt Euch lange nicht bei mir sehen lassen, Bultink?“ warf der Leuchthurmwächter im Tone des Bedauerns hin.

„Ich werde die Austern hüten müssen, denn meine Alte wird wahrscheinlich verreisen!“

„Jetzt, in der Jahreszeit?“

„Die Reichen reisen, wenn sie wollen, die Armen, wenn sie müssen!“ entgegnete Bultink achselzuckend. „Dies Zeitungsblatt treibt meine Alte in die Welt.“

„Habt Ihr etwas von Eurer Tochter erfahren?“ fuhr der Leuchtthurmwächter dazwischen.

Bultink antwortete nicht, sondern drückte dem Andern stumm die Hand.

Dann kletterte er die zweihundert Stufen hinab.

Er ging schneller als gewöhnlich und zuweilen knickten ihm die Füße unter den Knieen zusammen, was ihm noch nie geschehen war.

Er fand seine Frau über der Bibel sitzen, die ihr einziger Trost war, seit sie Jaquetta nicht bei sich hatte.

Bultink legte seinen Hut auf den Tisch, setzte sich seinem Weibe gegenüber, breitete die Zeitung vor sich aus und sagte zu der alten Frau, die seine seltsamen Vorbereitungen mit Befremden wahrnahm:

„Er hat den Hals gebrochen — da steht es!“

Die Alte zuckte zusammen und wurde kreideweiß im Gesichte.

Sie fragte nicht, wer den Hals gebrochen habe, denn sie brauchte keine Erläuterung, keine Aufklärung — sie wußte, von wem die Rede war.

„Er hat den Hals gebrochen!“ wiederholte Bultink, indem er sein Weib ansah. „Es ist gekommen, wie ich's vorher sagte. Sie ist in der Gefahr umgekommen, in die sie sich begeben hat!“

Die alte Frau durchrieselte es kalt und sie zitterte an Händen und Füßen.

Bultink schien von ihrem Zustand keine Notiz zu nehmen, sondern fragte mit unheimlicher Kälte:

„Soll ich es Dir vorlesen, wie es gekommen ist?“

Er wollte nach dem verhängnißvollen Blatte greifen, sie aber hinderte ihn daran, indem sie ihm in die Hand fiel und aufkreischte:

„Nein — nein — thu's nicht — ich bitte Dich, thu's nicht!“

„Du hast recht — wir erwecken ihn doch nicht von den Todten! stimmte Bultink zu. „Er hat seinen Theil dahin, er ist dafür bestraft, daß er mir mein Kind stahl!“

„Bultink — Bultink“ — stammelte die alte Frau, der mit den Worten auch die Thränen kamen — „was soll jetzt aus unserm Kinde werden?“

„Was Gott will!“ sagte der Alte kurz und feierlich.

„Willst Du ein milder Vater sein?“ fragte die Frau zaghaft. „Willst Du Dich der Unglücklichen erbarmen?“

„Sie braucht mein Erbarmen nicht!“ lautete die trockene Antwort. „Sie hat, was sie braucht — die Cavaliere haben unter sich eine Sammlung veranstaltet, um der Wittwe des verunglückten Jockeys Dick Hawerton beizuspringen — da steht's. Es sind acht Tausend Francs zusammengekommen und Dick's Herr, der Graf Slyken hat sieben Tausend Francs dazu gelegt, da steht's. Auch hat Dick ein Ersparniß von über zehn Tausend Francs hinterlassen, da steht's. Die Wittwe hat also fünf und zwanzig Tausend Francs — sie ist reich — sie braucht kein Erbarmen! Und wenn sie's brauchte, bei mir würde sie es nicht finden — bei mir nicht — nicht in dem Sinne wenigstens, in welchem Du es meinst!“

„Bultink, Bultink, sprich nicht so!“ rief die

Alte in fast flehendem Tone, indem sie ihre Hände faltete.

„Bei mir nicht!“ wiederholte Bultink bestimmt. „Von mir hat sie sich getrennt für immer, indem sie mich verlassen hat, um dem Manne zu folgen, der den Hals brechen mußte! Zu mir kommt sie nicht wieder, so lange ich die Augen offen habe — sind diese Augen einmal geschlossen, dann magst Du's mit ihr halten wie Du willst!“

„Du bist ein strenger Mann, Bultink, ein viel zu strenger Mann und Vater!“ seufzte die Alte.

„Ich will Dir gleich beweisen, daß ich nicht so hart bin, wie du wohl glaubst!“ bemerkte Bultink. „In dem Zeitungsblatte steht noch etwas — etwas von einem Kinde, das die unglückliche Witwe des getödteten Jockeys unter ihrem Herzen trug.“

„O mein Gott!“ entfuhr es den bebenden Lippen der alten Frau.

„Das Kind“ fuhr Bultink fort, „das Kind nehme ich zu mir. Es würde bei ihr nur verderben, denn wer das Herz hat, seine Eltern zu verlassen, ohne daß ihr Segen ihn begleitet, der ist nicht im Stande ein Kind in Gottes- und Menschenfurcht zu erziehen!“

„Du willst ihr doch nicht das Kind nehmen?“ fragte die alte Frau entsetzt.

„Gibt sie's nicht gutwillig, dann nehme ich es ihr!“ erwiederte der Alte entschlossen. „Das Kind muß zu mir kommen und müßte ich es stehlen — es ist genug, wenn sie elend ist und in der Welt verdirbt — das Kind soll die Sünden seiner Eltern nicht büßen! Du wirst das Kind erziehen und vor Allem wirst Du es holen!“

„Wenn sie es aber nicht hergibt?“

„Dann drohst Du ihr mit meinem Fluche! Sie wird es hergeben, wenn Du damit drohst, sie hat ja gesehen, welchen Segen es dem Kinde bringt, wenn sich der Vater auch nur von ihm abwendet, ohne ihm zu fluchen. Sie wird es hergeben, denn sie wird ja dann um so freier sein und machen können, was sie will!“

Zweites Kapitel.

Mutter und Tochter.

Jaquetta erholte sich nur langsam von dem Schlage, der sie getroffen hatte.

Sie dachte keinen Augenblick daran, von Wiesbaden wegzugehen — wer hätte Dick's Grab gepflegt, wer hätte außer ihr in dem Orte, in welchem er sein Leben gelassen, überhaupt an ihn gedacht und die Erinnerung an ihn werth und heilig gehalten, wenn sie Wiesbaden verlassen hatte?

Zu dem war es ja gleichgiltig, wo sie lebte; das Elternhaus war ihr doch verschlossen und mit Dick war alle Freude am Leben und alles Glück dahin.

Ihr Leben glich fortan nur einem Hindämmern — sie hatte nicht einmal an dem Kinde

eine Freude, welches sie sechs Wochen nach Dicks Tode gebar.

Sie begrüßte dieses Kind mit schmerzlichen Gefühlen; war es doch eine vaterlose Waise, verlassen und bestimmt, in Trauer und Einsamkeit aufzuwachsen.

Wenn sie daran dachte, welche Freude ihm das Kind bereitet haben würde, so kam ein unsäglicher Kummer über sie und sie wünschte fast, das Kind wäre nicht da, damit es ihr nicht in jeder Minute den unersetzlichen Verlust, den sie erlitten, neuerlich zu Gemüthe führe. Das Kind, welches ihm so ähnlich sah, ansehen, hieß im Schmerze wühlen.

Jaquetta nährte das Schmerzenskind auch mehr mit Thränen, als mit der Muttermilch. Oft machte sie sich selbst Vorwürfe über ihren zügellosen Schmerz und sagte sich, daß sie das Kind tödte, wenn sie ihm all den Jammer einimpfe, der ihr zu Tod betrübtes Herz erfüllte.

In dieser Stimmung fand die alte Bultink ihr Kind.

Jaquetta hatte ihrer Mutter nie geschrieben.

Sie war in Güte von ihr geschieden und hätte ihr Mittheilungen machen können; aber es

wurzelte in ihr ein zu tiefer Respekt vor dem Vater, daß ihr auch nicht der Gedanke kam, hinter des Vaters Rücken, der nun einmal nichts von ihr wissen wollte, mit der Mutter Briefe zu wechseln.

Sie kannte den Vater und wußte, daß man ihn nicht reizen dürfe. Wie leicht hätte er hinter das geheime Einverständniß kommen und die Schale seines Unmuthes über die Mutter ausgießen können. Und diese war bereits durch die Verlassenheit, der sie Jaquetta auf ihre alten Tage überantwortet hatte, so unglücklich, daß es diese für eine Gewissenspflicht hielt, jedes rauhe Wort, jeden rauhen Blick von ihr fern zu halten — und rauhe Worte und harte Blicke hätte Vater Bultink gewiß gegen seine Frau gerichtet, wenn er dahinter gekommen wäre, daß Mutter und Kind hinter seinem Rücken eine geheime Verbindung aufrecht erhielten.

Und was hätte es ihr auch genützt, wenn sie der Mutter geschrieben hätte? Es wären doch nur einseitige Herzensergießungen gewesen, die auf eine Erwiederung nicht rechnen durften.

Die alte Frau hätte es nie gewagt, die Briefe

Jaquettas zu beantworten, und überhaupt etwas Positives zu thun, was den ihr bekannten Intentionen ihres Mannes zuwiderlaufend gewesen wäre.

Da die alte Frau ihr Kind liebte, so hätte sie der Auftrag Bultinks, es zu besuchen, unaussprechlich glücklich gemacht, wenn nicht eben die unheimliche Clausel daran geknüpft gewesen wäre, Jaquetta das kaum geborene Kind unter allen Umständen abzunehmen. Die alte Frau konnte nicht wissen, daß sich Jaquetta bezüglich dieses Kindes in einer Stimmung befand, welche ein friedliches Gelingen der Mission erwarten ließ.

Das Wiedersehen war ein ergreifendes und für Jaquettas Gemüthslage in so fern ein glückliches, als ihr Schmerz, den sie bisher in sich verschließen mußte, unerwartet eine wohlthätige Ableitung fand. Sie konnte den Kummer, der sie so schwer belastete, in das Herz der Mutter ausschütten und sie fühlte sich leichter, als jemand mit ihr weinte.

„Wenn Du bei mir bliebest, Mutter," sagte sie unter Schluchzen, indem sie die alte Frau zu der Wiege des Säuglings führte, „so würde der kleine Wurm da vielleicht am Leben bleiben! So

aber geht er sicherlich zu Grunde, denn mein Herzblut, mit dem ich ihn nähre, kann ihm kein Heil bringen, so schmerzvergiftet ist es!“

Der alten Frau schnürte es das Herz zusammen und doch war es ihr wieder zu Muthe, als wäre der Augenblick gekommen, wo sie mit ihrem herben Anliegen herausrücken sollte.

„Wie wär's Jaquetta,“ begann sie zagend, „wenn Du mir das Kind überließeßt? Ich bin alt und hätte meine Freude daran — ich würde es gut halten — so gut, wie Dich ich noch heut hielte, wenn Du nicht von mir fortgegangen wärest.“

Die alte Frau hatte Thränen in den Augen und ihre Stimme zitterte, als sie so sprach. In ihrem Blicke lag zugleich eine Abbitte, es war, als flehe sie ihr Kind um Verzeihung an, daß sie ihm ein so herzloses Ansinnen stelle.

Jaquetta sah die Mutter starr an.

Durch ihre Seele zuckte ein Verständniß dessen, wo hinaus die Mutter ziele und warum sie eigentlich so viele, viele Meilen in trüber Herbstzeit dahergekommen sei.

Jaquetta streckte langsam ihre Hand aus, um die der Mutter zu ergreifen und flüsterte mit

bebender Stimme, indem sie der Mutter fest ins Auge sah:

„Sag', Mutter, sag', will der Vater das Kind?“

Die Mutter nickte mit dem Kopfe.

Man konnte in Jaquettas Zügen eine Art freudigen Aufblitzens sehen.

Jaquetta blieb einen Augenblick wie in Gedanken verloren stehen, näherte sich dann der Wiege, warf einen langen Blick auf das schlafende Kind, ging dann wieder auf die Mutter zu, ergriff sie bei der Hand, führte sie zu der Wiege und sagte, auf das Kind zeigend, mit halb abgewandtem Gesichte:

„Nimm es!“

„Du giebst es her?“ rief die alte Frau überrascht und erfreut, daß ihr die Ausführung ihrer Sendung so leicht gemacht wurde.

„Sagst Du nicht, der Vater verlangt nach dem Kinde?“ sagte Jaquetta. „Wie könnte ich es ihm vorenthalten? Ich habe ihn so schwer getroffen, als ich gegen seinen Willen von ihm fort und in die Welt ging. Er hatte Recht, der alte Mann, er hatte Recht — es endete nicht gut. Ich habe

viel tausendmal an ihn gedacht. Er meinte es gut — er wollte sein Kind keinem Manne geben, der jeden Tag Gefahr lief, den Hals zu brechen. Ich aber ging — und er brach den Hals. Es ist Alles eingetroffen, wie's der alte Mann vorher gesehen hat — aber Mutter, ich ginge heute wieder in die Welt, wenn Dick da wäre und zu mir sagte: komm — und wüßte ich auch bestimmt, daß Alles sich genau so zutragen würde, wie's der alte Mann, der es so gut mit mir meinte und dem ich doch nicht folgen konnte, vorhergesagt hat! Du weißt nicht, wie glücklich wir zusammen lebten!"

Jaquetta umhalste ihre Mutter und netzte mit ihren Thränen die Wangen der alten Frau.

„Ich darf dem Vater also das Kind bringen?" fragte die Mutter nach einer Weile zaghaft, da sie noch immer fürchtete, Jaquetta könnte sich anders besinnen und sie das Kind nur unter heftigem Widerspruche an sich bringen.

Jaquetta nickte mit dem Kopfe und sagte mit traurigem Lächeln:

„Nimm es — bring es ihm — möge es ihm Freude machen, mehr Freude, als ich ihm gemacht

habe! Wenn er das Kind bei sich hat, so hänge ich doch durch dasselbe mit ihm zusammen. Ich denke dann, ich gehöre doch auch zu dem Hause, in welches ich nicht eintreten darf. Denn nicht wahr, mich will er nicht? Mir zürnt er noch immer?"

Als die Mutter, ohne ein Wort zu erwiedern, trüb vor sich hin sah, fuhr Jaquetta fort. „Ich wußte es, mich will er nicht. Er ist ein strenger Mann und hat einen unbeugsamen Kopf. Ich habe ihm auch sehr wehegethan — sag ihm das Mutter — sag ihm, daß ich es einsehe und Gott bitten will, daß er ihn um somehr Freude an dem Enkel erleben lasse! Ich könnte auch nicht mit Dir gehen, Mutter, selbst wenn mich der Vater wieder hätte aufnehmen wollen in sein Haus — jetzt wenigstens könnte ich nicht gehen! Denn sieh, der Vater hat doch Dich und wird nun auch den Enkel haben — Dick aber hat Niemanden, Dick liegt draußen allein und wenn ich nicht von Zeit zu Zeit käme, an seinem Grabe zu beten und eine Blume darauf zu pflanzen, er hätte Niemanden der sich mit ihm beschäftigte! O, glaube mir, meine gute Mutter, es faßt mich zuweilen

wie ein unwiderstehliches Heimweh — dann sehe ich das Meer, das leuchtende, und es ist als zöge es mich zu sich heran; dann sehe ich es anschlagen an den Leuchthurm und an den Damm, ich sehe die alten Glockenthürme, ich höre ihre Töne und sie locken mich, ich sehe die Kirche und den lauschigen, dämmrigen Winkel, in welchem ich stets mit Dir stand und schon als Kind Dich beim Mantel hielt, als fürchtete ich Dich zu verlieren; ich sehe die vielen guten Menschen, die wir kannten, ich höre ihre Stimmen, höre Deine und des Vaters Stimme, die so selten erklang und die mir nun nie wieder erklingen wird, ich sehe mein liebes, trautes Stübchen, den Vogel am Fenster, das Kätzchen im Winkel, das Bild, welches den Schiffbruch darstellt, an der Wand, das Crucifix über meinem Bette — und dann kommt es über mich, daß ich mich auf dem Weg machen und die siebzig, achtzig Meilen, die zwischen Wiesbaden und der Heimath liegen, in einem Zuge durchlaufen möchte; aber dann kommt mir wieder das einsame Grab in den Sinn, um das sich nun Niemand mehr kümmern wird als ein Miethling, der es vielleicht lässig für Geld pflegen wird und

ich kämpfe mein Heimweh nieder und denke: du bleibst, wo er starb!"

Jaquettas Stimme erstarb in Schluchzen.

Nachdem sie sich ermannt hatte, sagte sie:

„Ich bleibe, Mutter, Du aber nimmst das Kind — es ist ein Glück, daß Du es nimmst! Bei mir stürbe es doch hin, ich bin keine passende Gesellschaft für ein junges Leben, welches sonniges Lächeln und leuchtende Mienen braucht! Du wirst ihm beides geben, und der Vater wird ihm dann und wann auch ein freundliches Wort spenden! Seine Jugend wird dann freudvoller und heiterer sein, als sie es bei mir gewesen wäre — Du wirst Deine Freude an dem Wurme haben der Vater auch — und ich — ich will lernen, mich zu bescheiden — ich habe es ja schon halb und halb gelernt!"

Drittes Kapitel.

Der Gensdarm.

Slyken überhäufte Jaquetta mit Aufmerksamkeiten aller Art.

Die Wittwe des Jockeys gefiel ihm ganz außerordentlich und er sprach oft im Kreise seiner Freunde von dem niedlichen Weibchen, dessen Vormund und natürlicher Beschützer er mit einemmal geworden war.

Die, welche den Lebemann so sprechen und die Vorzüge und Reize Jaquettas mit einem gewissen Feuer preisen hörten, lachten und warnten ihn, sich wol vorzusehen, daß die humanitäre Stellung, die er der jugendlichen Wittwe seines Jockeys gegenüber einnahm, keine Verschiebung erfahre.

Sie meinten, daß schon mancher väterliche Be-

schützer damit aufgehört habe, ein Freund der Beschützten zu werden. Slyken schmunzelte zu diesen Bemerkungen und es schien fast, als ob es nicht gegen seine Absicht wäre, wenn seine Beziehungen zu Jaquetta mit der Zeit eine Wendung nähmen, die ihm die Verlassene näher brächte.

Aber was er auch im Stillen dachte, Jaquetta gegenüber ließ er sich nichts merken und blieb in der Rolle eines edlen, uneigennützigen Wohlthäters, um bei seinem Schützling kein Mißtrauen aufkommen zu lassen.

Es war ganz natürlich, wenn er Jaquetta öfters besuchte, um mit ihr ihre Angelegenheiten zu besprechen.

Er hatte es übernommen Dicks Ersparnisse fruchtbringend und sicher anzulegen.

Jaquetta hatte um so weniger Anstand genommen, ihm in dieser Richtung ihr unbedingtes Vertrauen zu schenken, als er sich so großmüthig gegen sie benommen und ihr durch seine Initiative eine namhafte Summe vermittelt hatte.

Zudem war sie in Geldsachen vollständig unbehilflich und unpraktisch. Dick hatte sie in Nichts blicken lassen, ihr alle Sorgen abgenommen und

ihr stets nur die Mittel zur Verfügung gestellt, die sie brauchte, um ihm von Stadt zu Stadt, von Land zu Land folgen und ihre Tage anständig und sorglos hinzubringen.

Es war ihr daher eine große Erleichterung, daß ihr der Graf von Slyken alle Sorge um die Verwaltung ihres kleinen Vermögens über- nahm und dasselbe bei einem vertrauenswürdigen Banquier in Wiesbaden zu einem Procentsatze an- legte, der ihr erlaubte, ruhig in die Zukunft zu blicken.

Slyken war ganz zufrieden mit Jaquettas Entschlusse in Wiesbaden vorläufig ihren bleiben- den Aufenthalt zu nehmen.

Er lächelte im Stillen über das Motiv dieses Entschlusses, aber der sentimentale Cultus, den Jaquetta ihrem verstorbenen Gatten widmete, kam ihm nicht ungelegen.

Wiesbaden war unter allen Städten, die Sly- ken alljährlich zu besuchen pflegte, diejenige, in welche er am öftersten kam und die ihn auch stets am längsten fesselte.

Die Rennen, das Spiel, der Zusammenfluß schöner Frauen, das waren lauter Dinge, die ihm

den Aufenthalt in der glänzenden Badestadt angenehm machten.

Es war ihm auch in sofern nicht unlieb, daß Jaquetta in Wiesbaden blieb, als es hier kein Aufsehen erregte, wenn er fortan noch öfter in dem auch im Winter stark besuchten Badeorte vorsprach, während es für ihn manche Unzukömmlichkeiten nach sich gezogen hätte, wenn sie sich in einer andern Gegend angesiedelt hätte.

Es waren nun fünf Monate verflossen, seit Dick verunglückt war und Slyken war seither dreimal in Wiesbaden gewesen.

Er hatte dabei stets einen guten Theil seiner Zeit Jaquetta gewidmet, und diese in seinen regelmäßigen Besuchen nichts gefunden, was sie unangenehm berührt hätte.

Slyken war ihr sogar ein gern gesehener Mann, denn er sprach viel von Dick, pries den Verstorbenen, ließ seinen Vorzügen und schätzenswerthen Seiten alle Gerechtigkeit wiederfahren, erzählte ihr von Dicks Jugend und Kinderzeit, von Dicks Vater — wovon aber hätte sie lieber sprechen hören sollen, als von diesen Dingen und mit wem hätte sie lieber über diese Dinge gesprochen, als

mit dem Manne, der von jeher Dicks Wohlthäter gewesen, der ihn Jahrzehnte zuvor gekannt, ehe sie nur eine Ahnung davon hatte, daß es einen Dick Hawerton in der Welt gebe?

Und daß der Mann, der immer großmüthig für Dick gesorgt, sich nun auch ihrer wohlwollend annahm, das mußte ihre sympathischen Gefühle für den Grafen nur noch steigern.

Slyken kam auch nie mit leeren Händen.

Die Gewohnheit, die er stets gehabt, seine Lieblingspferde abconterfeien zu lassen, kam ihm bei seinen indirekten Bewerbungen um die Gunst Jaquettas sehr zu Statten.

Die Pferde waren nie abgebildet worden, ohne daß die Jockeys dabei eine Rolle gespielt hätten und so kam denn auch Dick Hawerton in Slykens Pferdealbum ein halb Dutzendmal vor.

Slyken aber hatte die Aufmerksamkeit, Jaquetta immer wieder, so oft er nach Wiesbaden kam, mit einem neuen Portrait Dicks zu überraschen.

Außer dem Grafen kam aber noch eine andere, viel anspruchslosere Person von Zeit zu Zeit zu Jaquetta.

Auf den Gensdarm, der der erste zur Stelle gewesen war, als Dick verunglückte, hatte die schöne, in Thränen zerfließende Jaquetta einen eben so nachhaltigen Eindruck gemacht, wie auf den Grafen.

Jaquetta war ihrerseits von der Theilnahme, die ihr der junge Mann bewies, tief ergriffen. Es lag etwas so Schlichtes, Gewinnendes in seinem ganzen Wesen und in der Art, mit der er ihr vom ersten Augenblick an entgegenkam, daß sie ihn immer wieder gern kommen sah, obwohl er sie an die traurige Katastrophe lebhafter als jeder Andere gemahnen mußte. Aber gerade daß dies der Fall war, das erhöhte ihr Interesse für ihn, da sie sich sagte, daß er vielleicht derjenige Mensch sei, auf welchem Dicks Auge in dem Augenblick geruht, wo es brach und sich für immer schloß.

Der Gensdarm hatte an Dicks Beerdigung theilgenommen wie ein Leidtragender und hatte sich einige Tage später bei Jaquetta eingefunden um sie zu trösten und ihr seine Hilfeleistung anzubieten, wenn sie irgend wie in die Lage käme, fremde Hilfe anrufen zu müssen.

Jaquetta hatte ihm gedankt und zwar mit einer Herzlichkeit, die ihn glauben ließ, daß er nicht zu viel wage, wenn er wieder einmal käme, um sich nach Jaquettas Befinden zu erkundigen.

Die Ansprache that Jaquetta wohl, umsomehr als sie sich mit dem jungen Manne in einer Sprache unterhalten konnte, die ihr geläufig war, während sie das Deutsche nur gebrochen sprach. Der Gensdarm, der eine gute Erziehung genossen hatte und erst später durch Unglücksfälle, die seine Familie betroffen hatten, zu einer Laufbahn hingedrängt worden war, die er nur als einen Nothanker ergriffen, war in der Lage, mit Jaquetta in der französischen Sprache, die gleichsam ihre zweite Muttersprache war, verkehren zu können. Das that der Armen zwiefach wohl und sie nahm es dankbar an, als er ihr französische Bücher brachte.

Was sie aber bis zu Thränen rührte und ihre wohlwollende Gesinnung für ihn vollends festigte, das war eine Aufmerksamkeit, die er ihr erwies, als das Alleinsein in den Tagen, da sie sich eben ihres Kindes entschlagen hatte, am schwersten auf ihr lastete. Damals hatte er ihr ein vlämisches Buch gebracht, das er eigends aus

Belgien hatte kommen lassen, um ihr eine Freude zu machen.

Es war zufällig ein Buch von Conscience, welches einmal vor Jahren ihre Mutter gelesen und in welchem auch sie geblättert hatte. Das Buch führte die Sprache ihrer Heimath, ihrer Kindheit — die Sprache, die sie zuerst gesprochen hatte und in welcher sie aufgewachsen war. Seit dem Anblick ihrer Mutter hatte sie keine Freude empfunden, die ihr so wohlgethan hätte, wie der Besitz dieses Buches, das der ihr fremde Mann mit vielem Zartsinn in ihre Hand gelegt.

Das melancholische, durch wenige Lichtblicke aufgehellte Stillleben, welches Jaquetta führte, erfuhr plötzlich eine Störung, als Jaquetta eines Tages im Comptoir des Bankierhauses, bei dem sie ihr Vermögen erliegen hatte, anstatt der Zinsen, die sie erheben wollte, die Mittheilung erhielt, daß das Haus so eben seine Zahlungen eingestellt hatte.

Jaquetta hatte kein Verständniß dafür, was dies zu bedeuten habe. Sie wußte nicht, ob sie um ihr ganzes Geld gekommen sei oder ob es sich nur um eine augenblickliche Stockung handle.

Was sie im Augenblick schmerzlich empfand, war nur, daß sie von dem Orte, wo sie mit Sicherheit Geld zu empfangen gerechnet hatte, mit leeren Händen hatte fortgehen müssen.

Als Victor — so hieß der Gensdarm — wenige Tage später zu ihr kam, erzählte sie ihm, was sich mittlerweile zugetragen habe. Victor kannte bereits die Details der Katastrophe, die über das Großhandlungshaus hereingebrochen war, da der Vorfall in Wiesbaden natürlich das größte Aufsehen erregt hatte. Das nun bankerotte Haus hatte sich in der kaufmännischen Welt bis dahin des besten Rufes erfreut, unbedingten Credit genossen und schien überhaupt felsenfest zu stehen. Sein Fall war durch den eines anderen, auswärtigen Hauses herbeigeführt worden, dessen Principal zu dem Chef der Firma in Wiesbaden in verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen gestanden und ihn zur Ausstellung von Gefälligkeitsaccepten veranlaßt hatte, die auf einmal einzulösen über seine Kräfte ging.

Victor hatte, als er von dem Bankerotte hörte, keine Ahnung davon gehabt, daß Jaquetta durch denselben ins Mitleiden gezogen wurde. Er hatte

eben nur jenes allgemeine Interesse dafür bekundet, dessen sich Niemand erwehren kann, wenn ein in weite Kreise eingreifendes Ereigniß plötzlich die Bevölkerung einer Stadt in Bewegung setzt und alle Zungen entfesselt. Jetzt, wo er wußte daß Jaquetta bei dem Fallimente empfindlich betheiligt sei, steigerte sich natürlich sein Interesse und er vervollständigte das, was er bereits über die Katastrophe und ihre wahrscheinlichen Folgen wußte, durch die eingehendsten Nachforschungen. Als Resultat derselben konnte er Jaquetta bald die beruhigende Aufklärung geben, daß die Sache keineswegs verzweifelt stehe. Das bankerotte Haus hatte große Activa, die, wenn sie vielleicht auch langsam eingingen, doch zu keinen Besorgnissen Veranlassung gaben; dann waren auch Realitäten da, deren Verkauf, wenn er nicht forcirt zu werden brauchte, allein die Hälfte der Passiva deckte.

Es war eigentlich nur der dritte Theil der Summe gefährdet, die Slyken für Jaquetta bei dem nun falliten Geschäftshause angelegt hatte. Aber was das Schlimme war, die Abwickelung der Sache konnte Monate, ja Jahre dauern und mittlerweile war weder von einer Interessenzahlung,

noch von der Flüssigmachung eines Theiles des gefährdeten Capitals die Rede. Jaquetta war daher auf lange hinaus auf ihre eigenen Kräfte hingewiesen und befand sich in einer trostlosen Lage, da nun die Nöthigung an sie herantrat, etwas zu erwerben, um leben zu können. Nun war sie aber schon zu Hause und später als Dicks Gattin noch weit mehr dem praktischen Leben so fern gestanden, daß sie gar keine Idee davon hatte, wie sie es anfangen müßte, um etwas zu erwerben.

In ihrer Bedrängniß dachte Jaquetta an Slyken, der bisher die Stelle der Vorsehung ihr gegenüber vertreten und der ihr daher natürlich zuerst einfiel.

„Wenn nur der Graf hier wäre" seufzte Jaquetta, nachdem ihr Victor den Stand der Sache auseinandergesetzt hatte, „er würde mir rathen und helfen!"

„Der Graf Slyken?" fragte Victor mißtrauisch.

Jaquetta bejahte.

„Er hat allerdings die moralische Verpflichtung sich Ihrer anzunehmen" bemerkte Victor, „einmal schon, weil Ihr Gatte in seinem Dienste

verunglückt ist, und dann auch, weil er Ihr Geld bei dem nun bankerotten Bankier angelegt hat. Ich zweifle auch keinen Augenblick, daß er etwas Ausgiebiges für Sie thun und namentlich den Schaden, den Sie durch den Fall des Bankhauses erleiden, ausgleichen wird. Aber haben Sie auch bedacht, daß Sie in eine um so größere Abhängigkeit von ihm gerathen, je mehr er für Sie thut?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Jaquetta, zu erhöhter Aufmersamkeit angeregt. „Ich verstehe sie nicht ganz."

„Der Graf ist ein Lebemann, die Vorliebe für Frauen ist seine schwache Seite und man kann nicht wissen, ob es ihm nicht einmal in den Sinn kommt, sich die Wohlthaten, die er Ihnen erweist, mit Zinsen heimzahlen zu lassen!"

Jaquetta erwiederte nichts, aber sie schien Victor zu verstehen, trotzdem sie ein naives Gemüth hatte und bisher von jeglichem Mißtrauen frei gewesen war.

Nach einer Weile richtete sie an Victor, indem sie ihn dabei schüchtern ansah, die Frage:

„Was sollte ich nach Ihrer Ansicht thun, um mein Leben zu fristen?"

„Sie überraschen mich durch diese Frage," entgegnete Victor, „aber wenn Sie wirklich Vertrauen zu mir haben und glauben, daß ich im Stande wäre, Ihnen einen vernünftigen Rath zu geben, so will ich über die Sache nachdenken!"

„Sie werden mich verbinden, wenn Sie dies thun!" schloß Jaquetta mit einem sanften Lächeln die Unterhaltung.

Nach zwei Tagen kam Victor wieder und sagte:

„Ich habe mir den Fall überlegt und bin zu dem Schlusse gekommen, daß Sie am besten thäten, wenn Sie dem Grafen so wenig Einfluß als möglich auf Ihr künftiges Geschick gestatteten. Will er Ihnen Gutes erweisen, so mag er es thun, Sie brauchen es nicht abzulehnen, aber er darf nicht sehen und glauben, daß Sie nur von seiner Gnade leben."

„Wovon soll ich denn leben?" fragte Jaquetta mit einem naiven Aufschlage ihres schönen Auges. „Lasse ich den Grafen nicht für mich sorgen, so muß ein Anderer diese Sorge übernehmen und ich gerathe dann diesem gegenüber in dieselbe gefährliche Lage und schiefe Stellung!"

„Warum wollen Sie es nicht versuchen, etwas

für sich selbst zu thun?" fragte Victor lebhaft. „Versuchen Sie es, sich aus Ihrem Schmerze zu einiger Energie und Selbstständigkeit aufzuraffen und ich bin überzeugt, daß Sie ganz auf Ihren eigenen Füßen zu stehen vermögen. Ich bin sogar in der glücklichen Lage, Ihnen einen Vorschlag machen zu können!"

„Ich weiß nicht, ob Sie meine Fähigkeit, mich dem praktischen Leben anzuschmiegen, nicht überschätzen!" bemerkte Jaquetta kleinlaut.

„Es käme eben auf einen Versuch an!"

„Lassen Sie hören."

„In Wiesbaden lebt eine alte Frau, eine Baronin, in großer Zurückgezogenheit von der Welt, die jedoch nicht so weit geht, daß sie nicht Verlangen trüge, ein feineres Wesen, halb Gesellschafterin, halb Kammerfrau, um sich zu haben, das sie ankleiden, ihr vorlesen, mit ihr plaudern soll. Bisher hat meine Schwester diese Stelle in ihrem Haushalte eingenommen. Meine Schwester hat aber vor einiger Zeit das Glück gehabt einen jungen Mann kennen zu lernen, der an ihrem stillen, sinnigen Wesen, das in vieler Beziehung an das Ihrige mahnt, Gefallen gefunden

hat. Der junge Mann ist in der Lage, ihr eine angenehme Häuslichkeit bieten zu können und meine Schwester hat den ehrenvollen Antrag ihm ihre Hand zu reichen, angenommen. Sie übersiedelt in wenigen Tagen in das Haus ihrer künftigen Schwiegereltern. Dadurch wird die Stelle bei der Baronin Feuchtwangen vacant und diese Stelle, glaube ich, würde für Sie passen! Ich habe mit meiner Schwester Rücksprache darüber gehalten und sie bereit gefunden Sie der Baronin zu empfehlen!"

„Sie sind sehr gütig und Ihre liebe Schwester ist es auch!" sagte Jaquetta gerührt. „Aber werde ich auch im Stande sein, den Platz, den Sie mir zudenken, auszufüllen?"

„Mit einer alten Frau ist leicht auszukommen wenn man ein wenig Geduld hat! Und daß Sie besser französisch als deutsch sprechen, wird Ihnen noch zur ganz besonderen Empfehlung gereichen! Unser Adel ist nun einmal so, daß er auf das Französische mehr Gewicht legt, als auf das Deutsche!"

Jaquetta überlegte eine Weile und drückte dann ihre Geneigtheit aus, bei der Baronin einzutreten, wenn diese auf sie reflectirte.

Während Jaquetta in Wiesbaden ernstlich mit dem Gedanken umging, ihr Leben, ihre ganze Existenz und Zukunft auf eine andere Basis zu stellen, die zur Emancipirung von dem Grafen Slyken führen mußte, erhielt dieser in Berlin, wo er eben weilte, die Nachricht von dem Falle des Hauses in Wiesbaden, bei welchem auch er etwas Geld stehen hatte.

Sobald der erste Verdruß überwunden war, stellte sich ein Gefühl behaglicher Genugthuung ein. Er dachte an die niedliche Jaquetta und was er dachte, läßt sich in die vier Worte zusammen fassen: nun habe ich sie!

Jetzt konnte sie ihm nicht entgehen, er brauchte nur als Retter in der Noth zu erscheinen, die verschobenen Verhältnisse zu arrangiren, Jaquetta aus ihren Besorgnissen zu reißen und mit neuem Comfort zu umgeben — und sie war ihm so gut wie sicher. Wenn er sich ihr gefühlvoll näherte, an die Stelle des väterlichen Beschützers allmählig den von Jaquettas Reizen bezauberten Liebhaber treten ließ, so war zehn gegen eins zu wetten, daß er über die Dick Hawerton'schen Reminiscenzen siegreich zur Tagesordnung eines festen Verhält-

nisses mit Jaquetta gelangte, deren Reize ihm immer mehr in die Augen stachen, je öfter er mit der niedlichen, sich ihrer Liebenswürdigkeit so wenig bewußten Wittwe zusammen kam und sie mit den weit prätentiöseren und darum doch nicht reizenderen Erscheinungen jener Kreise verglich, in denen er sich zumeist bewegte.

Viertes Kapitel.

Anatol.

Slykens bemächtigte sich eine lebhafte Verstimmung als er Jaquetta im Hause der Baronin Feuchtwangen unterbracht fand.

Er mußte sich bemeistern, um nichts von der Mißstimmung, die ihn erfüllte, in der Unterredung durchklingen zu lassen, die er mit Jaquetta hatte. Er fand es für das Gerathenste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und Jaquetta wegen des unerwarteten Schrittes, der sie seiner Machtsphäre entzog, zu loben.

„Sie haben sehr gut daran gethan, Madame Hawerton, daß Sie eine Anlehnung suchten" sagte er. „Sie werden in dem Verkehr mit Menschen Zerstreuung finden und der Mechanismus des alltäglichen Lebens, das Geschäft, das täglich re-

gelmäßig verrichtet sein will, wird Sie bald Ihren traurigen Gedanken vollends entrücken. Ich bitte Sie aber nie zu vergessen, daß Sie es nicht nöthig haben, fremde Launen zu ertragen. Es fällt mir nicht ein, der Baronin Feuchtwangen, die ich nur oberflächlich kenne und mit der ich alljährlich nur zwei, dreimal in Berührung komme, wenn ich ihr Grüße, Briefe oder kleine Sendungen ihrer in Berlin lebenden Verwandten überbringe, etwas Nachtheiliges nachzusagen. Aber sie ist eine alte Frau, hat als solche unzweifelhaft ihre Eigenheiten und es könnte Ihnen da mit der Zeit manches aufstoßen, was Ihnen den Aufenthalt in ihrem Hause verleidete. In diesem Falle bitte ich Sie, sich zu erinnern, daß Sie in mir einen Freund besitzen, der den Willen und die Mittel hat, Sie aus jedem Abhängigkeitsverhältnisse zu befreien, sobald dies Ihr Wunsch ist. Daß ich Ihnen übrigens den Schaden, den Sie durch den Fall des Bankierhauses, bei dem ich in gutem Glauben auf dessen Solidität Ihr Vermögen angelegt habe, erleiden dürften, ersetzen werde, das versteht sich von selbst!

Jaquetta dankte dem Grafen für seine guten

Absichten, fühlte sich jedoch, nachdem er sie verlassen, innerlich erleichtert und ganz befriedigt darüber, daß sie von Victors Vermittlung Gebrauch gemacht und sich durch die Annahme der Stelle im Hause der Baronin von Slykens Einfluße befreit hatte. Es graute ihr vor dem Gedanken daß der Graf je Ansprüche auf sie hätte erheben können und daß die Erinnerung an die Wohlthaten, die er ihr erwiesen, eine so mächtige hätte werden können, daß sie sie bestimmt hätte, sich diesen Ansprüchen zu fügen. Der Gedanke an ungelöste Verpflichtungen, die man auf sich lasten fühlt, macht leicht willenlos und gefügig. Jaquetta war daher Victor doppelt dankbar dafür daß er sie sehend gemacht, wo sie blind umher tappte.

Wenn es einen Mann in der Welt gegeben hätte, der im Stande gewesen wäre, Jaquettas Herz zu rühren und das Andenken an Dick so weit aus diesem Herzen wegzuschmelzen, daß es sich ihm in Liebe zugewendet hätte, so wäre dieser Mann viel eher Victor als der Graf von Slyken gewesen.

Manchmal, wenn Jaquetta den jungen, hüb-

schen, an ihrem Schicksal theilnehmenden Mann betrachtete, der so viel Ergebenheit für sie zur Schau trug, wenn sie sich seiner Intervention bei der Katastrophe, die ihrem Leben eine neue Wendung gegeben, erinnerte, so war es ihr zu Muthe, als ob Dick selbst sie gleichsam mit dem letzten Blicke seines brechenden Auges Victors Schutz überantwortet habe und als ob es kein Verbrechen wäre, wenn sie einen Theil der Gefühle, mit denen sie an Dick gehangen, auf ihren neuen Beschützer übertrüge.

Seit sie dieser dadurch, daß er ihren Blick in Bezug auf Slyken geschärft, einer drohenden Gefahr entrückt hatte, war er ihr natürlich noch näher getreten und sie erblickte keine Profanation des Andenkens an Dick darin, wenn sie Victor mit vermehrter Herzlichkeit entgegenkam.

Slyken hielt sich nicht lange in Wiesbaden auf. Er trug, als er ging, einen tiefen Groll gegen Jaquetta im Herzen mit sich fort, da er es ihr, je mehr er darüber nachdachte, desto weniger verzeihen konnte, daß sie ihm in dem Augenblicke, wo er dem Ziele so nahe zu sein glaubte, einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte.

Er nahm sich vor, sie genau zu beobachten und es sie bei Gelegenheit entgelten zu lassen, daß sie ihm entschlüpft sei.

Die Gelegenheit Revanche zu nehmen, ließ nicht lange auf sich warten.

Die Baronin Feuchtwangen hatte einen Neffen, der in Böhmen ein Gut besaß.

Der junge Mann war bis vor Kurzem noch unter Vormundschaft gestanden und hatte erst vor wenigen Monaten sein zwanzigstes Jahr vollendet und die selbstständige Verwaltung seines Vermögens in die Hände genommen.

In den letzten zwei Jahren war er auf Reisen gewesen, wobei sein ehemaliger Hofmeister die Rolle des Begleiters und Reisemarschalls gespielt hatte.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr hatte ihn die Uebernahme des Gutes so ganz in Anspruch genommen, daß er nur selten in Wiesbaden bei seiner Tante erschienen war.

Nachdem er seine Angelegenheiten in Böhmen geordnet hatte, kam er öfter nach Wiesbaden und fand bald an dem Badeleben und ganz besonders an den Spielsälen ein solches Gefallen, daß er

sich daselbst fast häuslich niederließ und den größten Theil des Jahres dort zubrachte.

Im Hause seiner Tante lernte er Jaquetta kennen.

Die sanfte, melancholische Schönheit der jungen Frau machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth Anatols — so hieß der junge Baron — und veranlaßte ihn, der noch nie geliebt hatte, seine Theilnahme der jugendlichen Gesellschafterin seiner Tante in einem Grade zuzuwenden, daß sich selbst die naive und arglose Jaquetta hiedurch beunruhigt fühlte. Kaum, daß er die Vorsicht gebrauchte, seine lebhaften Sympathien für Jaquetta vor der Tante zu verbergen — Jaquetta gegenüber machte er aus den feurigen Gefühlen, die ihn beseelten, kein Hehl und ließ sie Worte vernehmen, die ihr das Blut zu Gesichte trieben.

Es wiederholte sich eben nur an ihm die Erscheinung, die man bei jungen Männern, die von allem weiblichen Umgang mit systematischer Aengstlichkeit ferngehalten werden, so oft wahrzunehmen pflegt. Er fing Feuer bei der erstbesten Gelegenheit und war ernstlich verliebt, ehe er sich dessen versah. Daß Jaquetta um einige Jahre älter

war als er, daß sie Wittwe war, das focht ihn so wenig an, daß vielmehr der Märtyrernimbus, der sie in Folge ihrer romantischen Vergangenheit und des schweren Unglückes, das über sie hingegangen war, umgab, noch dazu beitrug, sie in seinen Augen interessanter zu machen.

Einer Frau, die berechnet hätte, wäre es ein Leichtes gewesen, aus Anatols Gefühlen Capital zu schlagen und sich den jungen, reichen und unerfahrenen Mann für die Dauer, vielleicht sogar fürs ganze Leben dienstbar zu machen. Anatol war ganz der Heißsporn dazu, um seiner Leidenschaft volle Gewalt über sich einzuräumen, keine Liebe ist so zäh als die erste Liebe eines unerfahrenen jungen Mannes für eine Frau, die älter ist als er.

Die Sachen ließen sich also ganz darnach an, um auf Anatols Seite mit einer Mesalliance zu schließen. Es kam eben nur auf Jaquetta an.

Dieser lag aber alle Berechnung fern und die ungestümen Bewerbungen Anatols versetzten sie in eine peinliche Lage.

Anatol war jung, hübsch, feurig, reich — aber Jaquetta liebte ihn eben so wenig wie sie Slyken

liebte. Wenn sie jemanden nach Dick hätte lieben können, so wäre es Victor, der arme Gensdarm, gewesen, nicht aber Slyken, der alternde Lebemann und auch nicht Anatol, der den Kinderschuhen kaum entwachsene Jüngling, dessen Wohlgefallen sie erregt hatte.

So befand sie sich im Hause der Baronin Feuchtwangen wenige Wochen, nachdem sie es betreten hatte, um in demselben eine ruhige, unangefochtene Existenz zu finden, in einer höchst unerquicklichen Lage.

Fünftes Kapitel.

Der Ring.

Slyken hatte wieder einmal einen Abstecher nach Wiesbaden gemacht und tummelte sich in den Spielsälen umher, die, nachdem sie, wie alljährlich, drei Monate geschlossen gewesen, eben wieder geöffnet worden waren.

Während er an einem der Tische, an welchem trente et quarante gespielt wurde, mehr dem Spiele zusah, als an demselben Theil nahm, da er nur zeitweise einige Friedrichsd'or hinwarf, machte ihn ein Bekannter auf einen jungen Mann aufmerksam, der in erster Linie saß und sich sehr lebhaft und mit großen Summen am Spiele betheiligte.

„Sehen Sie den männlichen Backfisch," sagte Slyken's Freund, die Aufmerksamkeit des Grafen

auf den jugendlichen Spieler lenkend, „er geht am Spieltische ebenso toll drauf los wie in der Liebe! Er ist kaum auf die eigenen Füße gestellt worden und ist bereits auf dem besten Wege sich zu ruiniren!“

„Von wem sprechen Sie?“ fragte Slyken nachlässig, indem er seinen Nasenklemmer aufsetzte und die Gegend recognoscirte, die der Andere seiner Aufmerksamkeit empfohlen hatte. „Meinen Sie jenen Blondin mit dem dünnen Bartanfluge, dem der Croupier soeben den Goldhaufen vor der Nase wegscharrt?“

„Denselben!“ entgegnete der Andere.

„Was hat's mit ihm auf sich? he?

„Er hat sich rasch ein Renommée erworben, indem er sich kopfüber in eine unpassende Liaison warf. Er betreibt die Geschichte mit einem Feuereifer, der ihn lächerlich macht — ganz so, als ob's eine Herzogin wäre, der er seine Liebe vorgirrt und nicht die Wittwe eines Jockeys!“

„Die Wittwe eines Jockeys?“ murmelte Slyken, dessen Aufmerksamkeit plötzlich in hohem Grade angeregt war.

„Ja,“ fuhr der Andere fort, „und wenn mir's

recht ist, so ist's sogar die Wittwe jenes Jockeys, der beim letzten Rennen den Hals brach — war's nicht Ihr Bursche, Slyken?"

„Ganz recht!" entgegnete Slyken. „Und mit der Wittwe meines Jockeys, sagen Sie, hat jener junge Mann angeknüpft? Irren Sie sich nicht?"

„Ganz und gar nicht! Er ist wie toll hinter der Wittwe drein und läuft Sturm auf das Haus seiner Tante, der Baronin Feuchtwangen, seit die Wittwe des Jockeys bei der Baronin dient!"

Slyken konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß Jaquetta die Frau war, um deren Liebe sich der junge Baron Feuchtwangen so angelegentlich bewarb, und es lag etwas wie Haß in dem Blicke, den er jetzt auf seinen jugendlichen Rivalen richtete.

„Hat ihm die Wittwe Hawerton Avancen gemacht?" fragte Slyken lebhaft.

Der Andere zuckte mit den Achseln und entgegnete:

„Das ist ein Punkt, über welchen die Chronik nicht im Klaren ist. Die Einen sagen, daß zwischen den beiden jungen Leuten Alles im Reinen und die alte Baronin die einzige Person in Wiesbaden ist, die nichts von der entente cordiale

merkt; die Andern wieder wollen behaupten, daß Feuchtwangen bisher mit seinen stürmischen Bewerbungen Fiasco gemacht habe und ihm das einzige Heil aus der Beharrlichkeit erwachsen könne. Die letztere Version mag glauben, wer will, ich denke, die Wittwe des Jockeys wird sein wie alle Frauen und sich auf ihren Vortheil verstehen!"

Slyken horchte kaum mehr auf die Bemerkungen des Anderen, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit dem Baron zu, den er unverwandt fixirte.

Dieser junge Mensch, dachte er grollend bei sich, sollte mich bei der Wittwe ausstechen? Wenigstens will ich ihn nicht ruhig gewähren lassen sondern ihm einen kleinen Streich spielen! Seine Tante weiß nichts von der Sache — wir wollen ein gutes Werk thun und ihr die Augen öffnen! — Sie wird die Schlange, die sie arglos an ihrem Busen genährt hat, von sich abschütteln und dann wird es sich zeigen, ob die niedliche Wittwe eine Tugendheldin, oder was ich beinahe glaube, eine Coquette ist, die den ältern Freund mit Achtung bei Seite legt, wenn sie einen jüngeren Freund haben kann.

Während sich Slyken's Gedanken in dieser Richtung bewegten, faßte er den Baron, der sich für ihn so plötzlich aus einer ganz gleichgiltigen in eine interessante Persönlichkeit umgewandelt hatte, so scharf in's Auge, daß ihm nichts entging, was der junge Mann Auffälliges an sich hatte. Er wurde nicht müde, seine Züge, seine Toilette zu mustern und er wußte nicht, wie es kam, daß sein Blick bei der Musterung immer wieder den funkelnden Ring streifte, den der junge Baron am kleinen Finger der rechten Hand trug.

Der Ring war aus Brillanten zusammengesetzt, die weithin leuchteten, so oft Feuchtwangen eine rasche Bewegung mit der Hand machte. Eine Rosette von erbsengroßen Brillanten umgab eine kleine Photographie.

Wen das Miniaturportrait darstellte, vermochte Slyken aus der Entfernung nicht zu unterscheiden, aber es schien, als ob der Ring für Jemanden bestimmt sei, da er an dem kleinen Finger stak, an welchem man nur in seltenen Fällen Ringe zu tragen pflegt.

Der Ring, welcher eben auf den kleinen Finger des Barons paßte, hatte eine Peripherie, eben groß

genug, den Mittelfinger einer Frau zu umspannen. Es war also wahrscheinlich, daß der Baron den kostbaren Ring nur provisorisch auf seinem kleinen Finger untergebracht habe, um mit ihm bei guter Gelegenheit den Finger einer Frau zu schmücken. Vielleicht war das Portrait, welches die Brillanten einrahmten, das des Barons und der Ring hatte die Bestimmung, als Liebesgabe in Jaquettas Hand zu gleiten.

Indem sich Slyken, von Eifersucht gepeinigt, solchen Combinationen hingab, nahm er sich vor, den Ring, der nun einmal seine Aufmerksamkeit erregt hatte, nicht aus dem Auge zu lassen und die Wege zu verfolgen, die er wandeln würde. Dieselbe Aufmerksamkeit wollte er dem Eigenthümer des Ringes selbst widmen und er hatte sich dies kaum vorgenommen, als die Verlockung, aus seinen Vorsätzen Ernst zu machen, an ihn herantrat.

Der Baron erhob sich, nachdem er eine bedeutende Summe verloren hatte und machte Miene, den Spieltisch zu verlassen.

Slyken überlegte, ob er ihm folgen solle — warum nicht? hatte er doch kein dringendes Ge-

schäft, das ihn hier festhielt oder nach einer bestimmten Richtung zog.

Er verließ daher gleichzeitig mit dem Baron das Curhaus und schlug den Weg nach der rechten Colonnade ein, da er Feuchtwangen auf die linke Colonnade zuschreiten sah.

Er schritt parallel mit ihm, ohne ihn aus den Augen zu lassen, und als er den Baron die steile Straße hinangehen sah, die in die innere Stadt führte, folgte er ihm in unverfänglicher Entfernung auch dahin.

Es war dies die Richtung, die zur Wohnung der Baronin Feuchtwangen führte.

In der That bog der Baron auch bald in die Straße ein, in welcher die Baronin wohnte. Slyken ließ ihn in das Haus, dessen erste Etage die Baronin inne hatte, eintreten und beschloß seine Rückkehr zu erwarten. Er sah auf die Uhr.

Es war halb fünf und wenn er sich recht erinnerte, so war dies ungefähr die Stunde, in welcher er einmal die Baronin hatte besuchen wollen und abgewiesen worden war, weil es hieß, daß die alte Frau, welche zeitig zu speisen pflegte, um diese Zeit ihr Nachmittagsschläfchen halte.

Indem sich Slyken dieses unbedeutenden Vorfalles erinnerte, glaubte er annehmen zu dürfen, daß der Besuch des jungen Barons viel eher jemand Anderem als der Baronin gelte.

Slyken mochte eine halbe Stunde geduldig gewartet haben, indem er bald die Straße auf- und niederschritt, bald in das Haus, in welchem die Baronin wohnte, eintrat und die Flur und die Treppe recognoscirte, als plötzlich von der Treppe her das Geräusch rascher Tritte ertönte.

Mit einer instinctiven Bewegung, die ihm der Gedanke einflößte: das kann er sein, wandte sich Slyken, der eben wieder das Haus, in dem er einen Augenblick verweilt hatte, verlassen wollte, der Treppe zu.

Es war in der That der Baron, der die Treppe hinabschritt. Er schien aufgeregt zu sein und zu eilen.

Slyken hatte sich vorgenommen, ihn aufzuhalten.

Er begegnete ihm auf dem ersten Treppenabsatze, griff an den Hut und fragte mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt:

„Vielleicht können Sie mir sagen, mein Herr, ob hier die Baronin Feuchtwangen wohnt?“

Während Slyken diese anscheinend so harmlose Frage an den Baron richtete, musterte er diesen aufmerksam.

Er mußte sich sagen, daß der junge Mann wirklich mehr darnach aussah, als ob er von einem Rendezvous käme, als von einer frostigen Unterredung mit einer alten Tante. Sein Gesicht war geröthet, sein Auge glühte, und er machte aus seiner Ungeduld, dem unberufenen Frager, der ihm den Weg vertrat und der ihm doch zu distinguirt aussah, als daß er ihn hätte brüsk bei Seite schieben und ohne Antwort lassen können, zu entkommen, kein Hehl.

Mit einem hastigen: „Im ersten Stock, mein Herr" suchte er an Slyken vorbeizuschlüpfen.

Dieser hatte ihn inzwischen so gut in's Auge gefaßt, daß er sogar wahrgenommen hatte, daß der Brillantring mit dem Miniaturportrait nicht mehr an dem Finger stack, an welchem ihn der Baron stecken gehabt, als er das Curhaus verließ.

War er also bei Jaquetta gewesen, so hatte er dieser den kostbaren Ring mit seinem Portrait gegeben. Und wenn ihn Jaquetta angenommen hatte, so warf dies ein bedeutungsvolles Schlag-

licht auf die Beschaffenheit des Verhältnisses, das zwischen beiden bestand, und strafte unbedingt jene Lügen, welche die Ansicht vertraten, daß sich Jaquetta den lebhaften Bewerbungen des jungen Barons gegenüber abwehrend verhalte.

Indem sich bittere Gefühle gegen Jaquetta in seiner Brust regten, erstieg Slyken vollends die Treppe zum ersten Stock.

Er läutete und Jaquetta öffnete ihm.

Sie schien also jeden Andern von der Thür fern zu halten oder mit der Köchin und dem Bedienten, welche beide außer Jaquetta den ganzen Hausstand der Baronin ausmachten, im Einverständnisse zu sein, so daß es ihr diese zu gewissen Stunden anheim stellten, etwaige Besuche ganz allein zu empfangen.

Jaquetta schien verlegen und aufgeregt zu sein. Sie stammelte mehr, als sie sprach, als sie den Grafen begrüßte und ihn bat, weiter zu kommen. Sie wußte offenbar nicht, wem sein Besuch galt, ob ihr, ob der Baronin und das schien sie zu beunruhigen.

Slyken fragte sie mit gutgespielter Harmlosigkeit, wie es ihr gehe und ob die Baronin zu sprechen sei.

Dabei manövrirte er so geschickt, daß er, ehe sich Jaquetta dessen versah, in ihrem Zimmer stand, dessen Thür Jaquetta angelehnt gelassen hatte, als sie hinausgegangen war, Slyken zu öffnen.

Da dieser Jaquetta bereits einmal besucht hatte, so wußte er, wo ihre Stube lag, und es war ihm ein Leichtes, sich in dieselbe einzudrängen.

In diesem Augenblicke schien ihm viel daran gelegen zu sein, einen Ueberblick von Jaquetta's Zimmer zu erlangen.

Er fand in demselben wider sein Vermuthen Alles in bester Ordnung.

Nur die Schublade eines Kastens war offen.

Jaquetta war offenbar gestört worden, als sie im Begriffe gewesen, etwas in diesen Kasten zu thun.

Allem Anscheine nach war er der Störer gewesen und das, was Jaquetta in dem Kasten hatte unterbringen wollen, dürfte der Ring gewesen sein. Der Umstand, daß der Ring von der Hand des Barons verschwunden war, schien Slyken die Berechtigung zu diesen Combinationen zu geben.

Während sich Slyken orientirte, beantwortete Jaquetta etwas zaghaft seine Frage nach der

Baronin damit, daß sie ihm sagte, daß die Frau Baronin sich soeben vom Sopha, auf dem sie ihr Nachmittagsschläfchen zu halten pflege, erhoben und ihr geklingelt habe.

Slyken hatte also recht calculirt — bei der Baronin war Feuchtwangen nicht gewesen. Sein Besuch hatte ausschließlich Jaquetta gegolten und er hatte sich mit Zurücklassung des Ringes davon gemacht, als die Baronin durch das Glockenzeichen, durch das sie Jaquetta in ihr Zimmer rief, zu erkennen gab, daß sie erwacht sei.

Slyken schickte seine Karte in's Zimmer und wurde alsbald von der Baronin empfangen.

„Ich komme, Frau Baronin, Sie zu fragen, ob Sie nicht eine Bestellung nach Berlin haben, da ich in wenigen Tagen dahin abreise,“ sagte Slyken, nachdem die gewöhnlichen Begrüßungsformeln ausgetauscht waren.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, aber ein Freund meines Neffen, der vorgestern nach Berlin gereist, hat Alles zu besorgen übernommen, was ich im Augenblick in Berlin bestellt wünschte.“

„Es thut mir leid, daß es mir bisher versagt war, die persönliche Bekanntschaft Ihres Herrn

Neffen zu machen! Man hat mich bereits im Curhause auf den jungen Mann aufmerksam gemacht und da ich mich schon aus dem Grunde für ihn interessire, weil ich die Ehre habe, Sie zu kennen, so war ich schon nahe daran, mich ihm sans façon vorzustellen, als ich ihm vorhin auf der Stiege begegnete!“

„Auf welcher Stiege?“

„Auf welcher sonst als auf der, die zu Ihrer Wohnung führt?“ warf der Graf nonchalant hin. „Der Baron ging die Treppe hinab, während ich dieselbe erstieg. Er kam gewiß von Ihnen!“

„Ich habe geschlafen und keinen Menschen bei mir gesehen!“ rief die Baronin verwundert.

„Wo könnte der junge Mann dann gewesen sein?“ bemerkte Elyken lächelnd. „Am Ende ist's doch wahr, was man mir sagte, als man mich zum ersten Mal auf Ihren Neffen aufmerksam machte; die Sache kam mir damals gar zu unglaublich vor!“

„Was hat man Ihnen gesagt, Herr Graf?“ rief die Baronin heftig.

„Daß es zwischen Ihrem Neffen und Ihrer

Kammerfrau oder was die Person ist, nicht ganz richtig ist!“

Die Baronin erhob sich wie eine gereizte Löwin.

„Sprechen Sie im Ernst, Herr Graf?“ rief sie.

„Ich wiederhole nur, was man mir gesagt hat!“ sagte Slyken achselzuckend. „Es kann wahr sein — es braucht aber auch nicht wahr zu sein, obwohl die Thatsache, daß der Baron vorhin in Ihrem Hause war, ohne Sie besucht zu haben, dafür zu sprechen scheint, daß etwas an der Sache ist.“

„Sie haben Recht und ich will der ganzen Sache gleich auf die Spur kommen!“ rief die Baronin, indem sie nach der Glocke griff.

„Was wollen Sie thun, Frau Baronin?“ rief Slyken, indem er die Baronin zurückhielt.

„Ich will Jaquetta herbeirufen!“

„Das hieße die Sache beim falschen Ende anfassen!“ bemerkte der Graf. „Ich halte es für klüger, wenn Sie Jaquetta nichts merken lassen und die Rolle einer scharfen Beobachterin spielen, bis sich Ihnen ein triftiger Anhaltspunkt darbietet! Vielleicht kann Sie etwas auf die Spur der Wahrheit leiten — ich vermuthe, daß Ihr Neffe

heute Jaquetta einen kostbaren Brillantring, der sein Portrait enthält, geschenkt habt!“

„Nicht möglich!“

„Bei einem Brausekopf von zwanzig Jahren, der eben erst von der Leine befreit wurde, an welcher ihn sein Hofmeister bisher festhielt, ist Alles möglich!“

Slyken empfahl sich von der Baronin und diese ging mit sich zu Rathe, welche Haltung sie der ganzen Angelegenheit gegenüber einnehmen solle.

Der Rath Slyken's, vor der Hand nichts zu veranlassen, sondern abzuwarten und die Dinge sich entwickeln zu lassen, war ein guter und jeder der weniger adelsstolz und mißtrauisch gewesen wäre als die Baronin, hätte ihn gewürdigt und zur Richtschnur seines Benehmens gemacht.

Die Baronin witterte plötzlich eine Intrigue darin, daß Jaquetta Anstrengungen gemacht, in ihr Haus zu kommen und betrachtete sich als das Opfer dieser Intrigue.

Sie bildete sich ein, daß das Verhältniß ihres Neffen mit Jaquetta, an dessen Bestand sie keinen Augenblick zweifelte, weiter zurück datire als bis zu dem Eintritt Jaquetta's in ihre Dienste und

daß es zwischen den beiden Liebenden abgekartete Sache gewesen, sie zu dupiren und ihr Haus zu mißbrauchen, weil es sich, wenn es gelang, Jaquetta unter einem guten Vorwande in dasselbe zu bringen, für Rendezvous am besten empfahl, da es doch etwas ganz Natürliches und Unverfängliches war, wenn der Neffe seine Tante häufig besuchte.

War schon diese Combination, auf welche die alte Frau verfiel, sobald ihr der Graf den Rücken gekehrt hatte, ganz geeignet, sie zu erbittern, so versetzte sie der Gedanke, daß das Verhältniß ihres Neffen mit Jaquetta einen ernsteren Hintergrund haben und über eine gewöhnliche Tändelei hinausgehen könnte, vollends in eine gereizte Stimmung.

Das bloße Wort Mesallianz verursachte der Baronin, die unverheirathet geblieben war, weil sich keine standesgemäße Partie für sie gefunden hatte, Krämpfe. Und da sie sich als die natürliche Beschützerin ihres um vierzig Jahre jüngeren Neffen betrachtete, so glaubte sie es sich, ihm und ihren beiderseitigen Ahnen schuldig zu sein, ihn vor dem größten Unheil, das über ihn

kommen konnte, vor einer Mißheirath zu bewahren.

Diesen Zweck zu erreichen, schien ihr kein Mittel unerlaubt und wäre es noch so gewaltthätig gewesen. Sie glaubte das Verhältniß zwischen ihrem Neffen und Jaquetta nicht schnell genug zerreißen zu können. Sie sah von ihrem Standpunkte aus in der geringsten Zögerung eine Gewissenssache und was Slyken von dem Ringe erwähnt hatte, bot ihr eine Handhabe, den Bruch über Hals und Kopf herbeizuführen.

Wenn Jaquetta wirklich erst heute den Ring von ihrem Geliebten erhalten hatte, so befand er sich jetzt noch unter ihren Sachen und eine Durchsuchung dieser mußte ihn zum Vorschein bringen. War er gefunden, so brauchte die Baronin einfach sich so zu stellen, als ob sie keine Ahnung davon habe, daß Jaquetta mit ihrem Neffen ein Verhältniß und daß dieser ihr den Ring gegeben habe. Stellte sich die Baronin aber einmal auf diesen Standpunkt, dann war es natürlich, wenn sie Jaquetta aufforderte, sich zu rechtfertigen, wie sie in den Besitz eines so werthvollen Juwels gekommen sei. Ging sie vollends in ihrer Rücksichts-

losigkeit noch einen Schritt weiter und nahm sie betreffs des räthselhaften Fundes Jaquetta gegenüber die Intervention der Behörde in Anspruch, so war Jaquetta vollends verunehrt und der junge Baron mußte jeden ernsten Gedanken, wenn er einen solchen wirklich gehegt haben sollte, der Beschimpften gegenüber fallen lassen. Damit hatte nach der Anschauung der Baronin die Sache ein Ende und man entschädigte später vielleicht Jaquetta für die Schmach, die man ihr angethan.

Sechstes Kapitel.

Ein Verhör.

Die Baronin klingelte.

Als Jaquetta auf das Glockenzeichen eintrat, fand sie die Baronin vor ihrem Schmuckkästchen stehen, welches geöffnet war. Der Inhalt desselben, Ringe, Brochen, Colliers, Uhren und andere Gegenstände, lag in bunter Unordnung auf dem Tische umher.

„Holen Sie die Dienstleute herbei!“ rief die Baronin Jaquetta in einem schärferen Tone zu, als welchen sie sonst gegen sie anzuschlagen pflegte.

Jaquetta gehorchte.

Als der Bediente und die Köchin eingetreten waren, sagte die Baronin:

„Ich vermisse einen werthvollen Ring. Es wäre mir vollständig unbegreiflich, wie er aus der

verschlossenen Schatulle abhanden kommen konnte, wenn ich mich nicht erinnerte, daß ich vor einigen Tagen, als ich zum letzten Male ausging, die Schatulle offen ließ. Damals fiel es mir nicht ein, Mißtrauen zu fassen und die Schatulle zu untersuchen — jetzt aber, wo ich dieselbe zufällig geöffnet und den Verlust entdeckt habe, kann ich mich des Verdachtes nicht erwehren, daß nur eine der in meiner nächsten Umgebung befindlichen Personen den Ring, den ich vermisse, an sich gebracht haben kann."

Eine peinliche Stille folgte dieser für die drei Anwesenden so verletzenden Mittheilung der Baronin. Der Bediente und die Köchin, welche beide bereits durch mehrere Jahre bei der Baronin bedienstet waren, sahen einander stumm an und richteten dann in seltsamer Uebereinstimmung fast gleichzeitig ihre Blicke auf Jaquetta, als auf diejenige, welche erst wenige Wochen im Hause und daher bisher noch nicht in der Lage gewesen war, Beweise ihrer Verläßlichkeit abzulegen, wohingegen sie jedenfalls diejenige war, welche am direktesten mit der Baronin verkehrte und zu jeder Stunde Zutritt zu deren Gemächern hatte.

Als ob die Baronin die geheimen Gedanken ihrer längst bewährten Bediensteten errathen hätte, richtete auch sie ihre Blicke auf Jaquetta, deren Antlitz Purpurröthe bedeckte. Sie konnte es kaum fassen, daß man ihr die Anklage einer unehrenhaften Handlung so zu sagen in's Gesicht schleudern, sie eines Diebstahles beschuldigen konnte!

Die Baronin nahm wieder das Wort, indem sie sagte:

„Ihr könnt mir den Verdacht, der sich meiner bemächtigt, nicht verargen — Ihr müßt mir vielmehr dankbar dafür sein, daß ich ihn, ehe ich ihn öffentlich der Behörde mittheile, vorher gleichsam unter vier Augen gegen Euch ausgesprochen habe!"

„Was denken Sie von uns, gnädige Frau Baronin!" rief der Bediente. „Wir sind bereit, unsere Sachen durchsuchen zu lassen." —

„Ja, das sind wir!" stimmte die Köchin zu. „In welche Lage sind wir gerathen! Wir waren stets ehrliche Leute!"

„Ich weiß das, da ich Euch seit Jahren kenne!" fiel die Baronin der Köchin, die vor Entrüstung weinte, in die Rede und richtete dann von Neuem ihren Blick mit einem stechenden, lauernden Aus-

druck auf Jaquetta, indem sie sagte: „Sie haben gehört, Jaquetta, wozu sich diese Leute erbieten — Sie sind die Letzte in dieses Haus gekommen, sind Sie auch bereit, Ihre Sachen durchsuchen zu lassen?“

Jaquetta kämpfte mit sich selbst. Schon schien sie die Frage bejahen zu wollen, da besann sie sich plötzlich und machte eine abwehrende Bewegung.

„Sie wollen nicht?“ rief die Baronin. „Dann wird man Sie dazu zwingen! Welchen Grund können Sie haben, die Durchsuchung Ihrer Sachen zu verweigern, sobald Sie sich unschuldig fühlen?“

Jaquetta's Blut war in Empörung gerathen — wenn sie bisher aus dieser oder jener Rücksicht eine Durchsuchung ihrer Sachen gern verhindert hätte, so warf sie jetzt jede Rücksicht über Bord und sagte, die Thränen, die ihr die Scham in die Augen getrieben, gewaltsam zurückdrängend, mit herber, fast trotziger Stimme:

„Wohlan denn, so suchen Sie!“

Die Baronin öffnete mit dem Schlüssel, den ihr Jaquetta gab, den Kasten, in welchem Ja-

quetta ihre Wäsche aufbewahrt hielt. Sie hatte noch nicht lange in Jaquetta's Eigenthum umhergewühlt, als sie einen Ruf der Ueberraschung ausstieß und einen Ring zum Vorschein brachte, dessen Steine weithin funkelten.

„Was ist das?" rief die Baronin, den Ring aufmerksam betrachtend.

„Was es auch immer sein mag," sagte Jaquetta trotzig, „der Ring, den Sie vermissen, ist es sicherlich nicht!"

„Allerdings nicht — aber der Fund ist doch höchst bedenklich! Wie kommen Sie zu diesem Ringe, der Tausende werth ist und der, wie dies Portrait unwiderleglich beweist, meinem Neffen gehört!"

Jaquetta schwieg.

„Sie schweigen? Sie verantworten sich nicht?",

„Ich habe mich bezüglich dieses Ringes nicht gegen Sie zu verantworten, Frau Baronin!" erwiederte Jaquetta bitter. „Dieser Ring geht Sie nichts an — suchen Sie weiter, ob Sie den Ring finden, den Sie vermissen!"

„Ei seht das Püppchen, wie es groß und vornehm thut und sich auf's hohe Roß setzt!" rief

die Baronin höhnisch. „Früher war dem arroganten Dämchen das Brod, das ich ihm zu essen gab, nicht zu schlecht — jetzt wirft es sich in die Brust und schlägt einen anmaßenden, beleidigenden Ton an!“

„Sie zwingen mich zu diesem Tone, Frau Baronin!“ sagte Jaquetta bitter. „Ihr beleidigendes Benehmen fordert mich geradezu heraus, jedes Gefühl der Dankbarkeit zu verläugnen und mich Ihnen gegenüber auf die Nothwehr zu beschränken.“

„Das spricht ja wie die gekränkte Unschuld!“ sagte die Baronin mit einem spöttischen Lächeln. „Wenn's nur mit Worten hier abgethan wäre, — aber alle schönen Worte fegen nicht die Thatsache weg, daß mir ein werthvoller Ring verloren ging, und daß sich zwar vorläufig nicht dieser Ring, dagegen aber ein anderer, noch werthvollerer im Besitz von Madame vorfand, und zwar unter Umständen, die ziemlich verdächtig aussehen. Madame ist nicht lange in meinem Hause, ist hier überhaupt fremd, hat sich viel in der Welt umhergetrieben und besitzt einen kostbaren Ring, der unzweifelhaft meinem Neffen gehört — wenn

das nicht sonderbar und verdächtig aussieht, dann weiß ich nicht, was man bedenklich nennen soll!"

„Denken Sie, was Sie wollen, Frau Baronin!" rief Jaquetta empört, „aber über die Art, wie dieser Ring in meine Hände gekommen ist, erhalten Sie in diesem Augenblick aus meinem Munde keinen Aufschluß. Ich habe eigentlich keinen Grund zu schweigen, aber wenn ich auch sprechen und Ihnen die Wahrheit sagen wollte, Sie würden diese Wahrheit bei der Stimmung, in welcher Sie sich befinden, doch für ein Mährchen halten! Und dann haben Sie mich so empörend behandelt, daß ich es unter meiner Würde halte, mich vor Ihnen zu rechtfertigen!" Jaquetta brach in Thränen aus, indem sie fortfuhr: „Möge es Ihnen der Himmel verzeihen, daß Sie mir so nahe traten und mich vor diesen Leuten durch eine Verdächtigung erniedrigten, zu der ich Ihnen keine Veranlassung gegeben habe!"

„Sparen Sie Ihre pathetischen Worte!" fertigte die Baronin die Verletzte ab. „Sagen Sie lieber kurz, wie Sie zu dem Ringe gekommen sind — geschah es auch auf ehrliche Art, was ich übrigens bezweifle, da ich nicht begreifen kann, wie

Sie auf ehrliche Weise in den Besitz eines kostbaren Ringes hätten kommen können, der meinem Neffen gehört, so haben Sie keinen Grund, mit der Sache hinter dem Berge zu halten — geschah es aber auf unehrliche Art, so ist ein offenes Bekenntniß das einzige Mittel, mich von der Ergreifung von weiteren Maßregeln abzuhalten, die Ihnen sehr unangenehm werden dürften!"

Jaquetta richtete einen Blick stummer Verachtung auf die Baronin und wandte sich schweigend von ihr ab.

„Also man verharrt im Schweigen?" rief die Baronin. „Nach Belieben! Die Behörde wird das Püppchen schon zum Reden bringen. Johann," die Baronin richtete das Wort jetzt an den Bedienten, „Johann, gehen Sie auf das Polizeiamt und sagen Sie dort, die Baronin Feuchtwangen ersuche den Herrn Commissär, einen Gensdarmen hierher zu schicken, damit er eine Person in Empfang nehme, die in dem Augenblick, wo mir selbst ein kostbarer Ring auf eine räthselhafte Art verloren ging, in dem Besitze eines werthvollen Ringes betreten wurde und jede Auskunft darüber verweigert, wie sie zu demselben gekommen sei!"

Siebentes Kapitel.

Unter dem Lärchenbaum.

Der Gensdarm Victor hatte heute Dienst. Er kam eben von einer Streifung zurück, als ihn der Polizeicommissär mit den Worten empfing:

„Sie müssen eine Arretirung vornehmen!“

„Wo, Herr Commissär?“

„Im Hause der Baronin Feuchtwangen!“

Victor stutzte.

„Was ist im Hause der Baronin vorgefallen?“ fragte er.

„Die Baronin vermißt einen werthvollen Ring und verdächtigt eine Person, die erst kurze Zeit in ihrem Dienste ist, der Entwendung.“

Alles Blut wich aus Victor's Wangen. Unfähig ein Wort zu erwiedern, sah er den Commissär unverwandt an.

„Was die Person ganz besonders verdächtig macht,“ fuhr der Commissär fort, „ist der Umstand, daß sich bei einer Durchsuchung ihrer Effecten, welche die Baronin allerdings etwas eigenmächtig vorgenommen hat, ein kostbarer Ring vorgefunden hat, welcher zwar nicht derjenige ist, den die Baronin vermißt, welcher aber dem Neffen der Baronin gehört und auf eine unbegreifliche Art in den Besitz der Jaquetta Hawerton gekommen ist!“

Victor stand noch immer steif und starr da und war nicht im Stande, seine Gedanken zu ordnen. Er wußte nicht, träumte er — oder war es Wahrheit, daß Jaquetta einer unehrenhaften Handlung beschuldigt wurde — daß er hingehen sollte, sie, die er liebte, zu verhaften und in Gewahrsam zu bringen?

Der Commissär nahm von der Bestürzung und Verwirrung, in welche seine Mittheilung den Gensdarm versetzt hatte, keine Notiz, ja, er bemerkte sie wahrscheinlich gar nicht und fuhr fort:

„Gehen Sie zur Baronin und bringen Sie die Person her, damit wir ihr auf den Zahn fühlen!“

Victor verließ mechanisch das Bureau.

Er wankte und sah Alles doppelt; es kam ihm auch vor, als drehten sich die Dinge vor ihm, als wirbelte und tanzte Alles bunt durcheinander. Jaquetta verunehrt — Jaquetta einer schimpflichen That beschuldigt — das ging über seinen Horizont und war mehr als er begreifen konnte — Es war nicht möglich, daß dieses sanfte Wesen, um dessen Schläfe die Dornenkrone des Duldertums schwankte, auch nur einen zweideutigen Gedanken hegen konnte — es war nicht möglich und doch schob man ihr Symptome einer Verderbtheit zu, die sich im Augenblicke nicht wegdisputiren ließen.

Wenn sie den Ring der Baronin auch nicht entwendet hatte, was sollte der andere Ring, der dem jungen Baron gehörte? Wie kam Jaquetta zu diesem Ringe, wenn kein Einverständniß zwischen ihr und dem Baron bestand? Dieser war jung, reich, ging im Hause der Baronin aus und ein — wenn Jaquetta, die er für eine Heilige gehalten, eine heuchlerische Coquette wäre? Sie brauchte sich gar keines schimpflichen Vergehens schuldig gemacht, den Ring der Baronin

nicht entwendet zu haben, um in Victor's Augen als eine verächtliche Creatur dazustehen!

Und er hatte sie geliebt, er hätte sein Herzblut für sie hingegeben, während sie vielleicht ihren Spott mit ihm trieb und ihn in den Armen eines Anderen verlachte, dessen Huldigungen ihr mehr schmeichelten als die aufrichtige Hingebung eines armen Mannes, der keine Juwelen zu verschenken hatte!

Wenn er Jaquetta nur insgeheim hätte sprechen, sie bei ihrer Ehre und Seligkeit hätte fragen können, ob sie sich in irgend einer Beziehung schuldig fühle! Aber vielleicht war es wieder gut, daß er nicht die Wahrheit erfuhr, seine Ruhe, sein Glück waren so wie so dahin.

War Jaquetta schuldig, so war er der elendeste aller Menschen, war sie unschuldig, so war sie doch verunehrt, und daß gerade er das Werkzeug sein sollte, welches die Schmach über sie brachte, das brachte ihn um alle Fassung.

Anstatt den Befehl des Commissärs zu vollführen, irrte er mit dem Gewehr auf der Schulter im Parke umher.

Er hatte dies Gewehr noch von der Streifung

her auf der Schulter und hatte in seiner namenlosen Bestürzung vergessen, es von sich zu thun, da er es doch bei dem Geschäft, das er nun vollführen sollte, nicht brauchte.

Ach, es war das traurigste, entsetzlichste Geschäft seines Lebens und je mehr er darüber nachdachte, desto weniger konnte er sich entschließen, es zu vollführen.

Lieber sterben als es ausführen!

Mochte dann ein Anderer hingehen und Jaquetta festnehmen — er wußte dann nichts mehr davon, er war kein Zeuge der Schmach, die unauslöschlich über die Geliebte kam.

Dieser Gedanke setzte sich immer hartnäckiger in ihm fest, je weiter und hastiger er ausschritt, je mehr die Zeit vorschritt.

Er suchte die düstersten Gänge des Parkes auf und wer ihm da begegnete, der schüttelte sicher den Kopf über sein unheimliches Aussehen. Er keuchte zuletzt mehr als er athmete und der kalte Schweiß perlte von seiner Stirne nieder.

So kam er endlich, er wußte nicht wie, zu jener melancholischen Stelle im Parke, wo der Lärchenbaum steht, an welchen sich schon mancher

Unglückliche, den der Spieltisch im Curhause zum Bettler gemacht, gelehnt hatte, um eine Stütze für seine letzten Lebensmomente zu haben.

Er setzte sich auf die Bank und lehnte sich an den Baum.

Er war müde und gebrochen und kalte Fieberschauer durchrieselten seinen Körper, daß er zuweilen zitterte wie Espenlaub. Dabei glühte seine Wange, dabei stand der eiskalte Schweiß auf seiner Stirn, dabei stierte sein Auge glanzlos und unheimlich in's Weite.

In der Stadt schlugen die Uhren.

Er zählte mechanisch die Schläge und machte die Entdeckung, daß er zwei Stunden planlos hin- und hergegangen war.

Er dachte an den Commissär, der ihn ungeduldig erwarten würde — ihn und Jaquetta — der sich beider Ausbleiben nicht werde erklären können — er dachte auch an das stille Glück, das ihm seine unausgesprochene Liebe zu Jaquetta bereitet und wie das nun Alles so urplötzlich ein trauriges Ende genommen — die Thränen traten ihm in die Augen.

Wie von einem plötzlichen Entschlusse über-

mannt, nahm er das Gewehr zur Hand, stellte es so, daß der Lauf die Stelle seiner Brust berührte, wo das Herz pochte — mit dem Fuße berührte er den Hahn — ein Schuß erschreckte die wenigen Spaziergänger, die sich zu dieser Stunde im Parke befanden — unter dem Lärchenbaume lag ein Leichnam.

Achtes Kapitel.

Jaquetta und Anatol.

Zu derselben Stunde, da man den entseelten Gensdarm nach dem Krankenhause brachte, kam der junge Baron Feuchtwangen zu seiner Tante zu Besuch.

Diese wußte sich das lange Ausbleiben der polizeilichen Intervention, die sie angerufen hatte, nicht zu erklären und befand sich in großer Aufregung, deren Ursache sie natürlich vor dem Neffen geheim hielt.

Dieser sah es ihrem Benehmen an, daß er zu ungelegener Stunde gekommen sei und wollte sich bereits wieder entfernen, als zu seiner größten Ueberraschung Jaquetta eintrat.

Sie war seltsam, fast abenteuerlich gekleidet.

Sie hatte jenen schwarzen Capuzmantel an,

welchen sie in der Heimat getragen hatte und den sie sonst nur auf Reisen zu benützen pflegte. In Wiesbaden hatte sie diesen Mantel nur ein einziges Mal angelegt — an jenem Tage, wo sie von bösen Ahnungen getrieben Dick auf dem Rennplatze suchte.

Jaquetta hatte rothgeweinte Augen, im Uebrigen aber eine gefaßte Haltung. Sie war offenbar darauf vorbereitet, den jungen Baron im Zimmer seiner Tante zu finden, denn sie verrieth nicht die geringste Verlegenheit, als sie seiner ansichtig wurde.

Dagegen war die Baronin nicht frei von Verlegenheit, als sie Jaquetta erblickte. Sie wechselte die Farbe und schien verwirrt, vermochte die Eintretende auch nicht anzublicken.

„Frau Baronin," sagte Jaquetta gegen ihre innere Bewegung ankämpfend, „es ist etwas Entsetzliches geschehen — etwas, worauf Sie nicht gerechnet haben, als Sie so feindselig gegen mich auftraten."

Der Baron stutzte, als er seine Tante in dieser Weise angeredet sah; er blickte abwechselnd die Baronin und Jaquetta an, ohne sich die Sache erklären zu können.

Die Baronin rang nach Fassung.

„Der Gensdarm," fuhr Jaquetta fort, „der ausgeschickt worden war, um mich auf Ihr Andringen, Frau Baronin, zu verhaften, und vor Gericht zu führen, hat sich erschossen!"

Die Baronin zuckte zusammen.

„Was ist das?" rief der Baron, seiner Tante einen wüthenden Blick zuschleudernd; „was ist das? was höre ich da? Sie wollten Jaquetta verhaften lassen?"

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron!" sagte Jaquetta sanft. „Hier hat ein schreckliches Gottesgericht stattgefunden und ich wünschte nicht, in der ganzen Angelegenheit die Rolle der Frau Baronin zuspielen. So oft sie sich derselben erinnern wird, wird sie sich sagen müssen, daß sie an dem Tode eines Menschen Schuld ist. Und damit Sie es nur wissen, Frau Baronin, der Mann, der Hand an sich legte, um mich nicht verhaften zu müssen, der Mann hat mich geliebt und der Mann wäre derjenige gewesen, den ich einzig hätte lieben können, wenn die Gestalt meines seligen Gatten nicht noch zu lebendig vor meinen Augen gestanden hätte. Er ist gestorben, weil

er an meine Schmach nicht glauben und mir nicht weh thun wollte und nun er todt ist, bekenne ich mich zu ihm und spreche es aus, daß ich ihm gut war vor allen Menschen, weil er, der Einzige, mir reine, unselbstsüchtige Güte gezeigt hat!"

Jaquetta hielt inne, die Baronin lehnte stumm, zerknirscht im Sopha und die Furcht vor der schließlichen Entwicklung der Scene war auf ihrem bleichen Gesichte zu lesen.

Die arbeitenden Gesichtsmuskeln, das herausgewälzte Auge des Barons deuteten auf nichts Gutes hin. Er bezwang sich offenbar mit der größten Anstrengung, als er zu seiner Tante gewandt sagte:

„Wollen Sie mir nicht das Geheimniß aufklären, das hier obwaltet? Ich höre Dinge, über die ich nur staunen kann und die mir vollkommen unbegreiflich sind!"

„Sie werden die Aufklärung erhalten, Herr Baron," sagte Jaquetta an der Stelle der Baronin, die keines Wortes mächtig war, „erlauben Sie nur, daß ich mit der Frau Baronin in's Reine komme. Sie hat mir ihr Haus geöffnet

und ist dadurch meine Wohlthäterin geworden. Freilich hat sie die Erinnerung an diese Wohlthat durch das, was sie mir heute anthat, in meiner Seele fast ausgelöscht. Ich war auch so zornerfüllt, daß ich dachte, ich würde die Frau Baronin kaum je wieder ansehen, geschweige denn ein Wort mit ihr wechseln können. Da hat Gott eine neue, schwere Prüfung über mich geschickt und mein Herz, welches sich verhärten zu wollen anfing, wurde wieder weich, und mit den Thränen kam die Versöhnlichkeit. Als Johann vor einer halben Stunde mit der entsetzlichen Botschaft kam, daß man den Gensdarmen Victor mit durchschossenem Herzen im Parke gefunden habe, und daß Victor es gewesen sei, der mich hatte verhaften sollen, da reimte ich mir Alles zusammen und gleichzeitig zog durch meine Seele der Gedanke: verzeihe ihr — sie ist, wenn sie ein gefühlvolles Herz hat, genug bestraft, sie wird sich immer denken müssen: „Ich habe einen Menschen in den Tod getrieben, indem ich einem andern, unschuldigen Menschen nahe trat!"

Jaquetta hielt einen Augenblick inne, trat noch näher an die Baronin, die sich unruhig auf

dem Sopha hin und her bewegte und sagte dann, ihre Hand auf die Schulter der Verstörten legend: „Dieses unschuldige Menschenkind bin ich, Frau Baronin! Ich weiß nicht, wie Sie jetzt von mir denken, aber vor einigen Stunden waren Sie noch geneigt, das Schlimmste von mir zu glauben. Ich aber sage Ihnen, Frau Baronin, ich bin unschuldig — es wäre mir freilich lieb, wenn Sie mich dafür hielten, aber ich kann Sie nicht zwingen, meine Ehre durch eine öffentliche Erklärung wieder herzustellen. Eines aber glaube ich von Ihnen erwarten zu können — Sie werden die Sache gegen mich nicht weiter treiben. Ich will diesen Ort, an welchem ich so viel Herzeleid erlebt habe, verlassen und ich glaube, Sie werden mich nicht daran hindern!"

Jaquetta sah die Baronin gespannt an.

Diese sagte verwirrt und ergriffen:

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Jaquetta, verzeihen Sie mir — der Ring, den ich vermißte, hat sich gefunden."

Die Baronin bereute jetzt, wo ihr Neffe auf jedes Wort lauschte und wo sich das Entsetzliche im Parke zugetragen hatte, bitter, sich auf eine

solche Komödie eingelassen zu haben und verwünschte im Stillen Slyken als denjenigen, der durch seine Andeutungen den Impuls zu ihrem feindseligen Benehmen gegen Jaquetta gegeben hatte.

„Sie erklären mich für unschuldig, Frau Baronin?" rief Jaquetta leuchtenden Auges.

„Ich bitte Sie, mir zu vergeben!" sagte die Baronin kleinlaut.

„Wessen wurden Sie beschuldigt, Jaquetta?" fragte der Baron, indem er einen drohenden Blick auf seine Tante heftete.

„Des Diebstahls!" sagte Jaquetta.

„Nicht möglich!" schrie der Baron empört.

„Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen!" stammelte sich entschuldigend die Baronin.

„Es ist wahr," sagte Jaquetta, „der Ring, der wirklich in meinem Besitze gefunden wurde, sprach gegen mich. Geben Sie mir diesen Ring, Frau Baronin, ich bitte um ihn — ich will ihn dem zurückgeben, dem er gehört und der nie hätte einen Versuch machen sollen, ihn in meine Hände zu legen!"

Die Baronin nahm mechanisch den Ring, der das Porträt ihres Neffen enthielt, aus der Chatulle und reichte ihn Jaquetta.

Der Baron hatte ihn kaum erblickt, als er ausrief:

„Wie kommt dieser Ring in Ihre Hände, Tante?"

„Die Frau Baronin hat den Ring in meinem Kasten gefunden, als sie nach einem anderen Ringe forschte, den sie vermißte," nahm Jaquetta an Stelle der Baronin das Wort.

„Ich falle aus den Wolken!" rief der Baron ergrimmt. „Man hat es gewagt, Ihren Kasten zu durchstöbern, als ob Sie eine Verbrecherin wären, Sie des Ringes zu berauben, den ich Ihnen aufgezwungen habe —"

„Aufgezwungen — das ist das wahre Wort!" fiel Jaquetta dem Baron in die Rede. „Ich danke Ihnen, Herr Baron, daß Sie der Wahrheit ohne Scheu die Ehre geben — gehen Sie noch um einen Schritt weiter, sagen Sie der Frau Baronin, wie ich zu diesem Ringe kam, der für einen Menschen, der keinem von uns etwas zu Leide gethan hatte, verhängnißvoll werden sollte!"

„So mögen Sie es denn erfahren, Tante, daß ich Jaquetta liebe!" rief der Baron zu seiner Tante gewendet. „Es gereicht mir zu besonderen Genugthuung, Ihnen, der stolzen Frau,

die so viel auf Geburt und Convenienz hält, das sagen zu können! Halten Sie mich nicht für so thöricht, daß ich jetzt nicht Alles durchschaute! Dieser Ring öffnet mir die Augen — um diesen Ring nur war es Ihnen zu thun — Sie wußten offenbar, daß Jaquetta von mir den Ring erhalten hat — und wenn Sie es nicht wußten, so hatten Sie eine Ahnung davon, daß ich Jaquetta gut war und wollten sich Beweise schaffen —"

„Was denkst Du von mir!" versuchte die Baronin einzuwerfen.

„Was mir Ihre Bestürzung nur zu sehr bekräftigt! Sie ahnten meine Liebe zu Jaquetta und glaubten ihr einen Damm zu setzen, wenn Sie Jaquetta verunehrten, wenn Sie sie einem schimpflichen Verdachte aussetzten — der Verdacht gab Ihnen zugleich ein Recht, ihre Sachen durchzuforschen und auf diesem Wege sich in den vollständigen Besitz des Geheimnisses zu setzen! Die Intrigue ist Ihnen gelungen — Schade nur, daß sie einem Menschen das Leben gekostet hat und daß sie Ihnen nichts nützt! Ja Madame, sie nützt Ihnen nichts, denn ich sage Ihnen offen,

daß ich, ich, der Baron von Feuchtwangen, keinen Anstand nehmen würde, alle Consequenzen dieser Liebe zu ziehen, wenn ich mich von Jaquetta wieder geliebt wüßte!"

„Sie gehen zu weit, Herr Baron!" flüsterte Jaquetta erröthend.

„Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu gestehen, Tante," fuhr der Baron lebhaft fort, „daß ich Jaquetta mit meinen Liebesanträgen verfolge, ohne ihrerseits mehr zu erzielen, als eine bestimmte Ablehnung; heute erst habe ich mich ihr wieder hinter Ihrem Rücken genähert, meine Anträge in stürmischer Weise wiederholt, sie gebeten, den Ring, der mein Bildniß enthielt, aus meiner Hand anzunehmen — und heute wie früher begegnete ich einem entschiedenen Widerstreben und es war ein reiner Zufall, daß mein Ring in Jaquetta's Hand blieb! Sie läuteten plötzlich, Jaquetta, welche eben das kategorische Ansinnen an mich stellte, den Ring zurückzunehmen, verwirrte Ihr unerwartetes Glockenzeichen, sie legte den Ring, den ich zurückzunehmen mich sträubte, auf den Tisch und eilte in Ihr Zimmer, um sich nach Ihren Wünschen zu erkundigen; während sie abwesend war,

ging ich von dannen, weil ich fürchtete, Sie könnten irgendwie sichtbar werden, und hinter meine geheimen Besuche bei Jaquetta kommen! Der Ring blieb auf dem Tische liegen!"

„Und es blieb mir," fiel Jaquetta dem Baron in die Rede, „nichts übrig, als ihn zu mir zu nehmen und zu verstecken. Ich mußte ihn um so rascher in meinen Kasten unterbringen, als gleich darauf Jemand die Klingel zog; es war der Graf von Slyken, der die Frau Baronin zu besuchen kam."

„Ich wollte jetzt, er wäre nicht gekommen!" murmelte die Baronin unwillkürlich.

Der Baron fing die Bemerkung auf und stutzte.

„Sollte eine Einflüsterung des Grafen von Slyken an dem ganzen Unheile Schuld sein?" fragte er, von einem plötzlichen Gedanken berührt.

„Wenn er mich nicht besucht hätte, wäre Manches nicht geschehen, was ich jetzt bedauere!" sagte die Baronin, die den Drang in sich fühlte, etwas von dem, was nun schwerer, als sie ursprünglich vermuthet hatte, auf ihr lastete, von sich auf andere Schultern abzuwälzen.

Der Baron forschte nicht weiter, sondern griff nach seinem Hute.

Jaquetta hielt ihn mit den im Tone der Bitte gesprochenen Worten zurück:

„Nehmen Sie Ihren Ring zurück, Herr Baron.“

„Sie wollen ihn durchaus nicht behalten, Jaquetta?“

Jaquetta schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich meine nicht mehr als Pfand der Liebe,“ fuhr der Baron in einem Tone fort, in welchem sich Traurigkeit mit Herzlichkeit mischte. „Sie haben mich einen Blick in Ihr Herz thun lassen — ich beneide den armen Gensd'arm, der sich eine Kugel durch das Herz gejagt hat, welches für Sie schlug — wie das Ihrige für ihn! Sie können mich nicht lieben, ich weiß das nun — aber Sie verlassen, wie Sie sagen, diese Stadt und auf die Wanderung, die Sie antreten, könnten Sie diesen Ring, den ich Ihnen hier vor Zeugen gebe, als Andenken an Jemand mit sich nehmen, der Sie liebt, die Unmöglichkeit der Gegenliebe Ihrerseits aber einsieht und sich mit der Hoffnung bescheidet, daß Sie ohne Groll von ihm gehen!“

Jaquetta überlegte einen Augenblick und sagte dann:

„Wohlan denn, ich behalte den Ring, damit er mich immerdar an einen Menschen erinnere, der mir gut war!“

„Und es gut mit Ihnen meinte!“ ergänzte der Baron, Jaquetta die Hand reichend.

Jaquetta legte ihre Hand in die seine.

Er fragte sie noch, wohin sie sich wenden wolle und sie erwiederte mit Festigkeit:

„Ich gehe in die Heimat und das noch in dieser Stunde, nachdem ich Dick's Grab noch einmal besucht und einen Kranz auf den Leichnam dessen gelegt habe, der sich an's Leben gegriffen aus Liebe zu mir!“

Neuntes Kapitel.

Eine Auseinandersetzung.

Baron Feuchtwangen verließ das Haus seiner Tante mit dem festen Entschlusse, es nicht so bald wieder zu betreten und vor Allem mit dem Grafen Slyken abzurechnen.

Er begab sich unverzüglich zu dem Grafen und fand ihn zu Hause.

Nachdem er sich ihm vorgestellt hatte, ging er ohne Umschweife auf den Zweck seines Besuches über.

„Ich bin gekommen, Herr Graf," sagte er, „Sie um eine authentische Aufklärung über gewisse Bemerkungen zu ersuchen, die Sie sich meiner Tante, der Baronin von Feuchtwangen gegenüber erlaubt haben."

„Bemerkungen — welchen Gegenstand betref-

send, wenn ich bitten darf?" fragte Slyken gleichmüthig und begleitete die Frage mit einem stechenden Blicke auf den Baron, der diesen nur noch mehr reizte, so daß er mit einer gewissen Heftigkeit erwiederte:

„Bemerkungen höchst müßiger Art über meine angeblichen Beziehungen zu einer jungen Frau, die sich in der nächsten Umgebung meiner Tante befindet!"

Indem Slyken seinen Nasenklemmer aufsetzte und sein Gesicht in spöttische Falten zog, ließ er sich ein langgedehntes Ah entschlüpfen, welches so unverschämt klang, daß dem Baron das Blut zu Kopf stieg.

„Ah — ist es das!" sagte der Graf, den Baron durch das Glas fixirend. „Hat die Frau Baronin geplaudert? Nun ja, — warum sollte ich es läugnen — ich habe die Frau Baronin darauf aufmerksam gemacht, daß ihr mit der Zeit aus gewissen Beziehungen ihres noch sehr jugendlichen Neffen zu einer jungen Person niederen Standes Unannehmlichkeiten erwachsen dürften!"

„Wer gab Ihnen das Recht, Herr Graf," brauste der Baron auf, „sich Mentorsrechte über mich anzumaßen?"

„Ich kann Sie versichern, Herr Baron,“ fertigte der Graf den Frager mit impertinent klingender Geringschätzung ab, „daß Sie mir bei der ganzen Affaire eine herzlich gleichgiltige Person waren! Ich hatte nur das Interesse der Frau Baronin im Auge, mit der ich seit vielen Jahren bekannt bin!“

„Um meiner Tante gefällig zu sein, haben Sie die schmähliche Rolle eines Denuncianten gespielt und sich in Dinge gemengt, die Sie gar nichts angingen — weder so, noch so!“

„Sie sind noch sehr jung, Herr Baron, und ich halte Ihnen ein unüberlegtes Wort zu gut!“ erwiederte der Graf von Slyken kalt, indem er mit voller Gemüthsruhe sein Glas putzte.

„Ich verlange nicht, daß Sie mir etwas zu gut halten!“ rief der Baron. „Ich wiederhole Ihnen, daß Sie nicht wie ein Mann von Ehre handelten, als Sie hingingen und meiner Tante höchst überflüssige Worte hinter meinem Rücken in's Ohr flüsterten! Ob ich jung bin oder nicht, das gehört nicht hierher — meine Jugend gab Ihnen kein Recht, gegen mich zu intriguiren!“

„Man intriguirt nicht gegen unerfahrene Kin-

der — man sucht lediglich durch Aufklärung derjenigen, welche die natürliche Verpflichtung haben, diese Kinder zu überwachen, Unheil zu verhüten!"

„Welche Sprache!" wüthete der Baron. „Welche Unverschämtheit! Sie werden mir Genugthuung geben, Herr Graf!"

Slyken überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Meinetwegen! Vielleicht sollte ich Ihnen antworten: ich schlage mich nicht mit einem Knaben, der kaum in's Leben geblickt hat — aber Sie wollen als Mann behandelt sein und ich will Sie so nehmen, obwohl Ihr Verhältniß zu Jaquetta eben nicht für Ihre Reife spricht!"

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Herr Graf, maßen Sie sich keine Mentorrolle mir gegenüber an!" rief der Baron in drohendem Tone. „Bestimmen Sie vielmehr, anstatt muthwillig zu den früheren Beleidigungen neue zu häufen, in kurzen Worten die Art der Genugthuung, die Sie mir bieten wollen!"

„Wenn wir uns schlagen," sagte Slyken, „so machen wir ungeheuren Eclat! Ganz Wiesbaden geräth in Aufregung, die Zeitungsschreiber bekommen zu thun — warum aber sollten wir der

Welt ein Schauspiel geben? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, daß sich die Leute auf unsere Kosten amüsiren sollen!"

„Ich aber sehe wieder keine andere Möglichkeit ab, die Sache zum Austrag zu bringen, als indem wir uns schlagen!" rief der Baron trotzig.

„Sie wollen das Leben wirklich an die kleinliche Affaire wagen?" fragte der Graf kaltblütig, indem er mit seinem Glase spielte.

„Sie scheinen Bedenken zu tragen, Ihr kostbares Leben in dieser Affaire einzusetzen!" rief der Baron ungestüm. „Wenn Sie solchen Werth auf die Erhaltung Ihres Lebens legen, dann hätten Sie nicht in unverschämter Weise eine Intrigue gegen einen Mann anzetteln dürfen, der Ihnen nichts zu Leide that, der Sie gar nicht kannte und den Sie lediglich aus dem Grunde hofmeistern zu dürfen glaubten, weil Sie um dreißig Jahre älter sind als er!"

„Sie haben Recht," warf Slyken ein. „Mit Worten läßt sich die zwischen uns obschwebende Differenz nicht mehr austragen — ich habe Ihnen meine Gründe vorgelegt, warum ich nur ungern zum Degen oder zur Pistole griffe — wenn

es Ihnen recht ist, so ergreifen wir einen Ausweg, der allem Eclat die Spitze abbricht!"

„Ich bin neugierig auf Ihren Vorschlag!"

„Losen wir um das Leben!" sagte Slyken kaltblütig.

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Muß es denn durchaus knallen, wenn sich zwei den Hals brechen wollen, um ihre Ehre zu repariren? Die praktischen Amerikaner sind klüger in der Abwicklung solcher Händel und ich schlage Ihnen ihre Methode vor! Sie macht kein Geräusch und hat den Vortheil, daß sie dem, welcher das Kürzere zieht, noch eine Lebensfrist gibt! Sie kennen doch das amerikanische Duell? Ich war bereits öfter in der Lage, kleine Händel in der Art ausfechten zu müssen, wie Sie mir es jetzt ansinnen und ich habe mich stets des amerikanischen Systems bedient! Vielleicht habe ich als Spieler eine Vorliebe dafür — wenn man ein gutes Dritttheil seines Lebens am Spieltische zugebracht hat, so kitzelt es Einen, mitunter auch um's Leben zu würfeln! Was sagen Sie zu meiner Proposition?"

„Ich bin mit Allem zufrieden! Es ist mir

gleichgiltig, ob wir so oder so um's Leben würfeln!"

„Wohlan denn," sagte der Graf, an seinen Schreibtisch tretend und einige Gegenstände aus einem Fache desselben hervorholend, „hier ist Alles, was wir brauchen! Ein Becher und zwei Kugeln — schwarz die eine, weiß die andere. Wer die schwarze zieht, übernimmt damit die Verpflichtung, sich binnen heute und einem Jahre selbst aus der Welt zu expediren! Sind Sie damit zufrieden? Sie sind jung und gewinnen selbst im schlimmsten Falle noch ein Jahr, während Sie sonst riskiren, daß Sie augenblicklich auf dem Platze bleiben, wenn Sie Unglück haben!"

Slyken sprach mit einem Beigeschmack cynischen Humors, der dem Baron nicht behagte.

„Wozu so viele Worte?" rief dieser. „Lassen Sie uns losen."

Der Baron hatte seine Hand bereits bis fast an den Rand des Bechers gebracht, als Slyken dieselbe erfaßte und zurückhielt.

„Noch Eines!" sagte er in ernsterem Tone, als welchen er bisher eingehalten hatte. „Ich möchte Sie nicht mit verbundenen Augen Ihrem

Verhängniß entgegengehen lassen; darum sage ich Ihnen, daß ich bisher ein merkwürdiges Glück in solchen Dingen hatte. Ich habe noch nie eine schwarze Kugel gezogen!"

Der Baron zuckte ungeduldig mit den Achseln und suchte seine Hand dem Griffe Slyken's zu entwinden.

„Sie lassen sich durch diese Eröffnung nicht abhalten?" fragte dieser. „Dann habe ich mir keine Vorwürfe zu machen, wenn Sie die unglückliche Kugel ziehen, die Ihr Leben in meine Hand gibt!"

„In Ihre Hand — wie so?" fragte der Baron brüsk.

„Weil ich der Einzige bin, der Sie von der Verpflichtung, die Sie mit der schwarzen Kugel übernehmen, sich binnen heute und einem Jahre das Leben zu nehmen, befreien kann."

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Graf," sagte Feuchtwangen trotzig, „Sie werden nie in die Lage kommen, sich fragen zu müssen, ob Sie mir gegenüber großmüthig sein wollen!"

„Wer kann das wissen?" rief Slyken mit einem leichten Achselzucken. „Sie sind jung und das Leben ist so schön!"

„Nicht so schön, daß mich je die Lust anwandeln könnte, es durch einen Act der Feigheit verlängern zu wollen!“ unterbrach der Baron den Grafen.

„Ich habe das Meinige gethan,“ sagte Slyken „und Sie auf alle Folgen des Schrittes aufmerksam gemacht, den Sie zu unternehmen' im Begriffe stehen; losen wir nun, wenn Sie wollen!“

Ein Augenblick der Spannung — im nächsten hielt der Baron die schwarze Kugel in der Hand.

Er entfärbte sich leicht.

„Ich habe es Ihnen vorausgesagt, daß ich Glück haben werde!“ sagte Slyken, die weiße Kugel auf den Tisch legend.

„Von heute über ein Jahr werden Sie von mir hören!“ sagte der Baron, indem er sich empfahl.

„Geh nur hin,“ murmelte Slyken, als sich die Thür hinter dem Manne schloß, der soeben sein Leben verwirkt hatte, „von heute über ein Jahr bittest du um dein Leben — du müßtest nicht zwanzig Jahre alt sein, wenn du's nicht thätest!“

Zehntes Kapitel.

Auf dem Leuchtthurme.

Jaquetta hatte auf dem Grabe Dick Hawerton's gebetet.

Ihr heißes Gebet hatte sich zu den Worten zugespitzt, die sie halblaut vor sich hinmurmelte:

„Verzeihe mir, Dick, verzeihe mir — ich muß Dein Grab fremden Menschen preisgeben; ich weiß nicht, ob sie es so liebevoll pflegen werden, wie ich es gethan, ich weiß nicht, ob sie Dir Blumen zutragen werden, wie ich es gethan — aber ich kann nicht hier bleiben. Und müßte ich barfuß nach der Heimat wandern, fort muß ich. Sie haben mich hier so gequält, daß ich sterben müßte, wenn ich hier bliebe — und wenn ich auch sterben wollte, so darf ich doch nicht sterben, denn ich habe daheim ein Kind, Dick! Du zürnest

mir vielleicht, daß ich es von mir gegeben habe — aber der alte Mann, dem Du mich wegnahmst, verlangte darnach und bei mir wäre ihm doch kein Heil geworden. Ich bin ein Unglückskind — was ich liebe, geht zu Grunde — Du schläfst hier und der, der mich nach Dir geliebt und den ich — verzeihe mir auch dieses Dick — und den ich angefangen habe zu lieben, obwohl ich nach Dir Niemanden hätte lieben sollen, den hat der Tod auch dahingerafft! Ich küsse Dein Grab, Dick, ich danke Dir unter heißen Thränen für die Liebe, die Du mir zugewendet und welche die einzige lichte Oase in meinem Leben gewesen ist — wenn Du mich vermissen solltest, so denke, ich sei gegangen, über Dein Kind zu wachen, denn die, welche es jetzt noch liebevoll in ihren Händen hält, ist auch alt, und wenn die Jungen schon so leicht sterben, so steht der Tod den Alten noch um Vieles näher! Und auch er, den ich so sehr kränkte, indem ich Dir folgte, ist alt — ich kenne seinen Sinn, er wird mir sein Haus nie wieder öffnen, aber es wird ihm doch ein Trost sein wenn er mich in der Heimat weiß, nachdem er fest geglaubt, ich würde in der Fremde verderben

und sterben! Der alte Mann hat es um mich verdient, daß ich ihm vor dem Sterben noch eine kleine Freude mache, nachdem ich ihm als Dein Weib, Dick, so viel Herzeleid bereitet habe!"

Von Dick's Grabe war Jaquetta nach dem Krankenhause gegangen, in welchem Victors Leichnam lag und unterwegs hatte sie einen Kranz gekauft, damit der Sarg des Mannes, der sie geliebt, doch einigen Schmuck von ihrer Hand erhielte.

Als sie das Krankenhaus verließ, trocknete sie ihre Thränen und wappnete sich mit Festigkeit.

Sie hatte nichts mehr in Wiesbaden zu thun und die Erde brannte ihr unter der Sohle. Sie wünschte sich fort, um Niemanden mehr sehen zu müssen, der sie an die Vergangenheit gemahnte. Sie dachte wohl an Slyken und sagte sich, daß es gut wäre, wenn er ihr noch einmal in den Wurf käme, damit sie mit ihm eine Angelegenheit bespräche, die für sie nur insofern noch Interesse hatte, als es sich um die Sicherstellung der Zukunft ihres Kindes handelte.

Zu Slyken hinzugehen, dazu fehlte ihr der Muth.

Wie wenn er ihr, wo sie ihm für immer zu entschlüpfen drohte, Anträge stellte, die sie nicht ohne Erröthen anhören konnte?

Seit ihr Victor gewisse Andeutungen gemacht, sah sie Slyken mit anderen Augen an und war ihm gegenüber um alle Harmlosigkeit und Unbefangenheit gebracht.

Dazu kam noch, daß nach den Worten, welche die Baronin gegen ihren Neffen in ihrer Gegenwart hatte fallen lassen, Slyken seine Hand bei der Anbahnung jener Katastrophe mit im Spiele gehabt zu haben schien, welcher sie und Victor zum Opfer gefallen.

Unter solchen Umständen war die Scheu begreiflich, die sie vor Slyken empfand.

Der Zufall spielte ihr aber in die Hände und vermittelte ihr die Unterredung mit dem Grafen, welche herbeizuführen es ihr an Muth gebrach.

Auf dem Wege vom Krankenhause begegnete sie dem Grafen, der dem Curhause zusteuerte.

Slyken schien verlegen als er sie erblickte, näherte sich aber grüßend.

Jaquetta's ungewöhnlicher Anzug fiel dem Grafen auf und er sagte:

„Sie haben die Tracht Ihrer Heimat angelegt, Madame Hawerton — sie steht Ihnen gut. Aber was stünde Ihnen nicht gut! Ist es das Heimweh, welches Sie zu dieser Toilette greifen ließ?“

„Ich bin im Begriffe mich nach meiner Heimat zu begeben, Herr Graf!“ erwiederte Jaquetta.

„Sie verlassen Wiesbaden?“ fragte Slyken überrascht und unangenehm berührt.

„Für immer!“ antwortete Jaquetta ruhig.

„Woher dieser plötzliche Entschluß?“ forschte Slyken, dem das Meiste von dem, was sich in den letzten Stunden zugetragen hatte und Jaquetta von Wiesbaden forttrieb, noch ein Geheimniß war.

„Erlassen Sie mir, Schmerzhaftes zu berühren!“ sagte Jaquetta ernst, indem ihre innere Bewegung in dem Zittern ihrer Stimme wiederklang. „Nehmen Sie einfach die Thatsache hin und meinen Dank für die vielen Wohlthaten, die Sie dem seligen Dick und mir erwiesen haben. Ich werde nie vergessen, was Sie an uns Gutes gethan haben.“

„Sie erinnern mich da an Verpflichtungen, die ich Ihnen gegenüber habe! Die Angelegenheit

bezüglich des falliten Hauses, bei welchem ich Ihr Kapital angelegt habe, verzögert sich in unerwarteter Weise; wenn ich auch selbstverständlich dafür hafte, daß Sie keinen Schaden erleiden, so hätte ich Sie doch längst fragen sollen, ob Ihre Verhältnisse so beschaffen sind, daß Sie die Abwicklung des Concurses abwarten können. Wenn nicht, so bin ich jeden Augenblick bereit, Ihnen die volle Summe, die Sie bei dem bankerotten Hause erliegen hatten, flüssig zu machen!"

„Sie fahren fort, mich mit Wohlthaten zu überhäufen, Herr Graf!" sagte Jaquetta. „Ich habe genug, um die Reisekosten bestreiten zu können und in der Heimat wird es mir voraussichtlich an dem Wenigen nicht fehlen, was ich brauchen werde, um mein Leben zu fristen. Ich werde arbeiten, Herr Graf, und die Arbeit wird mich ernähren. Wenn Sie mir aber erlauben wollen, Sie mit einem Anliegen zu behelligen, so wage ich Sie zu bitten, die Summe, deren Auszahlung Sie mir soeben anboten, meinem Kinde erhalten zu wollen. Ich bin unerfahren, Herr Graf, und wäre eine schlechte Vermögensverwal-

terin. Wenn Sie das Vermögen meines Kindes in Händen haben, so bin ich wenigstens in dieser Beziehung ruhig."

Slyken erschaute schlauen Blickes den Vortheil, den ihm die Situation bot. Was auch Jaquetta im Augenblick von Wiesbaden forttrieb, zu halten war sie nicht; das sagte ihm ihre Haltung, ihr entschlossenes Wesen. Wenn er aber ihrem Ansinnen entsprach, so hielt er eine Verbindungsbrücke zwischen sich und ihr aufrecht, er konnte sich ihr von Zeit zu Zeit nähern und schließlich vielleicht doch seinen Zweck erreichen.

Dies erwägend sagte Slyken:

„Was Sie als eine Gefälligkeit von mir beanspruchen, ist eigentlich nur meine Pflicht. Ihr Mann ist in meinem Dienste auf dem Platze geblieben, diese traurige Thatsache allein genügte, um mir für alle Zeiten die Pflicht aufzuerlegen, für Sie und Ihre Familie zu sorgen. Daß Sie selbst sich aus unbegreiflichen Ursachen meinem Schutze entziehen, das hebt meine Verpflichtung bezüglich Ihrer Familie nicht auf. Ich betrachte mich nach wie vor als den Vormund Ihres Kindes, Madame Hawerton, und werde trachten, sein

Vermögen, dessen Verwaltung ich mit Vergnügen übernehme, zu vermehren!"

„Diese Versicherung nimmt einen Stein von meinem Herzen, Herr Graf!" sagte Jaquetta. „Ich scheide jetzt so beruhigt von Wiesbaden, als dies nach den Vorkommnissen, deren Spielball ich war, immer nur möglich ist!"

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen in der Vermögenssache von Zeit zu Zeit Mittheilungen mache, Madame Hawerton?" fragte der Graf.

„Ich werde Ihnen für jede Mittheilung dankbar sein, Herr Graf!" erwiederte Jaquetta.

„Und wenn Sie irgendwie in Verlegenheit oder überhaupt in eine Lage kommen sollten, die Ihnen fremden Beistand wünschenswerth machte, so hoffe ich zuversichtlich, daß Sie sich erinnern werden, daß Sie in mir einen Freund besitzen, der jederzeit bereit ist, Ihnen zu dienen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Graf!"

Jaquetta athmete leichter auf, als sich der Graf von ihr empfahl. Es war ihr in seiner Nähe zu Muthe gewesen, als ob sie von einer Gefahr bedroht sei und die äußerste Vorsicht anwenden müsse, um derselben zu entgehen.

Und nun ging's unaufhaltsam der Heimat zu!

Als die Sandhügel sichtbar wurden, hinter welchen das Meer lag, traten Thränen in Jaquetta's Augen.

Wie oft war sie diese weiße, schnurgerade Straße entlang gewandert, immer weiter bis dahin, wo in nebelhafter Ferne der Kirchthurm des nächsten Städtchens sichtbar war — aus jedem Häuschen winkten ihr Jugenderinnerungen — dort hinter der sorgsam gepflegten Buchsbaumhecke leuchtete das rosige Antlitz einer Jugendgespielin hervor — ach, wie glücklich war die Freundin, das harte Leben hatte ihr Herz noch nicht zermalmt! Und jener Apfelbaum, der sich an der Breitseite des Hauses epheuartig bis zum Giebel und weiter bis zum First hinaufschlang — wie lebhaft erinnerte er sie an die Tage der Kindheit, wo sie noch so klein war wie das Bäumchen, das man in die Erde setzte, damit es einst des Hauses Schmuck und Zierde werde!

Jetzt kam sie am Hafen vorüber.

Die Schiffe lagen noch immer da wie damals, wo sie sich mit Dick eingeschifft — sie suchte mit dem Auge die Stelle, wo dies geschehen war, an

derselben Stelle lag auch jetzt ein mächtiger, zwei-schlotiger Dampfer zur Abfahrt bereit.

Es war dasselbe Treiben rings um sie her — es sah ganz so aus, als ob sich hier nichts verändert hätte, als ob sie das einzige Wesen wäre, mit dem seither etwas vorgegangen war. Die Arbeiter im Hafen sahen sie an und erkannten sie; einige grüßten, andere sahen ihr verwundert nach und konnten sich's nicht erklären, wie sie hierherkam.

Da drüben lag der Austernpark — als Jaquetta seiner ansichtig wurde, mußte sie sich an einen jener riesigen Quadersteine lehnen, die am Hafendamm umher lagen, so bewegt war sie.

Aus diesem Hause hatte sie Dick geholt — in diesem Hause schlummerte jetzt vielleicht Dick's Kind, ihr Kind, und über dem schlummernden Kinde wachten zwei Augen, die ihretwegen viele Thränen vergossen hatten.

Wie Jaquetta so dastand, nach Fassung rang und dabei mit sich zu Rathe ging, was sie nun beginnen solle, kam der alte Leuchtthurmwächter daher.

Er sah sie zufällig an, erkannte sie und blieb

stehen. Sie winkte ihm einen Gruß zu. Er trat näher, verzog sein verwittertes Gesicht zu einem Lächeln, reichte ihr die Hand und sagte:

„Ei, das ist ja Jaquetta Bultink! Freut mich, Euch wieder einmal zu sehen!“

Jaquetta drückte die Hand des alten Mannes, welcher der beste, vielleicht sogar einzige Freund ihres Vaters war, zu dem er schon seiner Wortkargheit wegen paßte.

„Werdet Ihr bei uns bleiben, Jaquetta,“ fragte der Alte theilnahmsvoll.

„Ich möchte wohl hier bleiben — aber wo soll ich bleiben?“ sagte Jaquetta mit zitternder Stimme.

„Ich verstehe! Der Vater mag wohl nichts von Euch wissen wollen!“

„Er zürnt mir und Ihr kennt ihn!“

„Ja, ich kenne meinen alten Freund Bultink! Zu erweichen ist der ebenso wenig wie zum Reden zu bringen! Wenn Euch aber nun sein Haus verschlossen ist, wo wollt Ihr hin?“

„Ich weiß es nicht und habe eben darüber nachgedacht, als ich Euch kommen sah!“

„So, so! Das ist seltsam, daß ich Euch da

gerade in den Weg kommen mußte! Wenn mans näher ansieht und überlegt, so sieht sich's an wie ein Wink von oben! Wie wär's, Jaquetta, wenn Ihr zu mir hinaufkämet auf den Leuchtthurm und mir meine kleine Wirthschaft führtet? Es fängt mir an gar zu einsam droben zu werden!"

Jaquetta sah den Alten dankbar an.

„Droben seid Ihr Eurer Familie nahe," fuhr der Leuchtthurmwächter fort, „und könnt auch Euren Vater zuweilen sehen."

„Glaubt Ihr, daß er kommen wird, wenn er mich droben weiß?"

„Er wird kommen und am Ende froh sein, daß Ihr bei mir seid! Denn, hat er sich's auch zugeschworen, daß Ihr sein Haus nie wieder betreten sollt — ein Herz hat der Alte doch und sein Kind seid Ihr doch auch!"

Jaquetta ging mit dem Alten nach dem Leuchtthurm.

Der Leuchtthurmwächter räumte ihr das Stübchen ein, welches vor Jahren sein Weib bewohnt hatte. Der alte Mann war seit fünfzehn Jahren Wittwer und kinderlos.

Tage vergingen — Jaquetta verbrachte sie

damit, daß sie auf den Austernpark niedersah, den sie nicht zu betreten wagte.

Da kam eines Nachmittags der Leuchtthurmwächter zu ihr in die Stube und sagte:

„Euer Vater ist da, Jaquetta!"

Jaquetta zuckte zusammen.

„Wollt Ihr ihm nicht ein Gläschen Wein vorsetzen, Jaquetta?" fragte der Leuchtthurmwächter in mildem Tone.

„Darf ich's wagen?" stammelte Jaquetta.

„Ich glaube, Ihr dürft es wagen!"

Jaquetta wankte mehr als sie ging — jetzt stand sie auf der Schwelle des benachbarten Zimmers — das Weinglas zitterte in ihrer Hand.

Das Geräusch ihrer Schritte hatte den alten Bultink aufmerksam gemacht, er sah auf, indem er die Hand wie einen Schirm über die Augen legte.

„Hoho," rief er, als er ein Frauenzimmer erblickte, „was für eine Wirthschafterin habt Ihr Euch auf Eure alten Tage beigelegt?"

„Nun seht sie nur genauer an, Bultink," sagte der Leuchtthurmwächter, „daß sie meine Wirthschafterin ist, habt Ihr übrigens errathen!"

Jaquetta war bis dicht an den alten Bultink herangetreten, und dieser sah sie noch immer starr an. Kein Zug seines Gesichts verrieth, daß er sie erkannt habe — mit einer Ruhe, die gegen die Bewegung Jaquetta's wunderbar abstach, nahm er ihr jetzt das gefüllte Weinglas aus der Hand und nippte davon.

Dann stellte er es vor sich hin und blieb sitzen.

Jaquetta hätte ihm zu Füßen fallen und seine Knie umklammern mögen — aber sie hielt an sich und suchte ihre Bewegung zu bemeistern.

Sie kannte den Vater und wußte instinktartig, wie sie ihn zu behandeln habe, um ihn nicht zu vertreiben.

Sie zog sich in einen Winkel der Stube zurück und wagte kaum zu athmen.

Bultink blieb eine Stunde sitzen und sprach wie gewöhnlich nur dann, wenn ihn der Leuchtthurmwächter um etwas fragte, was auch selten genug der Fall war.

Als er sich erhob, um fortzugehen, leuchtete ihm Jaquetta, denn es war mittlerweile Abend geworden.

Er ließ es geschehen.

Als sie ihm mit zitternder Stimme „gute Nacht" bot, antwortete er kaum hörbar:

„Gute Nacht!"

Und als er unten im Austernpark ankam und sein Weib neben der Wiege des Enkels sitzend fand, sagte er mit starrer Ruhe:

„Sie ist da!"

„Wer?" hauchte die alte Frau, während ihr Athem stockte.

„Jaquetta!"

„Du hast sie gesehen?" stammelte die Alte, nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt hatte.

Bultink nickte mit dem Kopfe.

„Wo ist sie?"

„Droben auf dem Leuchtthurm!"

Kein weiteres Wort wurde zwischen den beiden Eheleuten gewechselt.

Als Frau Bultink aber am anderen Morgen das Kind auf den Arm nahm und mit ihm fortging, da fragte er nicht, wohin sie ginge und als sie wiederkam, fragte er auch nicht wo sie gewesen sei.

Eilftes Kapitel.

Ein Brief.

Jaquetta verlebte in der stillen Wohnung des Leuchtthurmwächters einige glückliche Monate, so weit bei ihr von Glück überhaupt noch die Rede sein konnte. Die Mutter kam fast täglich sie zu besuchen und brachte, wenn es das Wetter halbwegs erlaubte, das Kind mit.

Der alte Bultink wußte um die Besuche und setzte ihnen kein Hinderniß entgegen. Er kam selbst von Zeit zu Zeit zu seinem Freunde, dem Leuchtthurmwächter, ließ sich den Gruß Jaquetta's gefallen, sprach aber sonst kein Wort mit ihr und benahm sich so, als ob sie nicht da wäre. Auch zu Hause erwähnte er von der Stunde an, in der er seiner Frau mitgetheilt hatte, daß Jaquetta in die Heimath zurückgekehrt sei, der letzteren mit keiner Sylbe.

Da wurde eines Tages — es mochten dreiviertel Jahre seit Jaquetta's Rückkehr verflossen sein — das Stillleben, welches die letztere führte, dadurch unterbrochen, daß sie einen Brief erhielt, dessen Adresse eine ihr unbekannte Handschrift zeigte.

Bisher hatte sie von Niemandem Briefe erhalten, als von Slyken, der sie über den Stand der Vermögensangelegenheit von Zeit zu Zeit unterrichtete und diese Berichte in die einschmeichelndste Form kleidete.

Der Brief, den sie jetzt in der Hand hielt, war von dem Baron Feuchtwangen und trug den Poststempel: Gellenschwangen in Böhmen.

Er lautete:

„Jaquetta!

Verzeihen Sie die vertrauliche Anrede, zu welcher mir die Gefühle, die ich einst für Sie in meinem Herzen hegte, gewissermaßen ein Recht geben. Heute sind diese Gefühle zwar nicht ganz verblaßt, aber sie sind doch mehr in eine wohlwollende Erinnerung aufgegangen. Heute, Jaquetta, liebe ich eine Andere — ich sage Ihnen das mit derselben Offenheit, mit welcher ich Ihnen einst meine Liebe gestand. Sie wiesen diese

Liebe damals zurück und ließen mich an dem verhängnißvollen Tage, wo Sie sich in meiner Gegenwart gegen meine Tante aussprachen, das Motiv dieser Abweisung errathen. Sie liebten einen Andern — daß Ihnen dieser Andere durch eine unglückselige Verkettung von Umständen entrissen wurde, das war Ihr Unglück — aber heute haben Sie es wahrscheinlich bereits überwunden, heute sind Sie, mit mir verglichen, zu beneiden.

Mein Unglück, Jaquetta, ist ungleich größer als das Ihrige. Ich liebe und werde wieder geliebt — von dem reizendsten, besten, edelsten Mädchen . . . beweinen Sie mich Jaquetta! Ich werde dieses Wesen nicht nur nie besitzen, sondern ich lebe sogar in der fürchterlichen Gewißheit, daß ich es namenlos unglücklich mache. Noch einmal, beklagen Sie mich, Jaquetta, mich und noch mehr das liebe Geschöpf mit dem jungfräulichen Herzen, welches heute noch in dem süßen Wahne lebt, daß es durch mich glücklich werden wird. Die Unglückliche!

Eines Tages wird im Parke von Wiesbaden ein Schuß knallen — vielleicht an derselben Stelle, unter demselben düstern Lärchenbaume, unter wel-

chem man den Mann mit durchschossenem Herzen fand, der Sie so sehr liebte, daß er Ihre vermeintliche Schmach nicht überleben mochte — o Jaquetta, verzeihen Sie mir, daß ich diese Wunden aufreiße mit rauher Hand und Ihren Schmerz erneuere — aber der melancholische Lärchenbaum liegt mir unaufhörlich im Sinne und wäre ich in Wiesbaden, so pilgerte ich schon jetzt täglich zu ihm hinaus, um mich mit ihm zu befreunden. Heute brauchte ich wohl noch keine Waffe, wenn ich mich unter dem unheimlichen Baume niederließe — aber eines Tages werde ich kommen mit der Pistole in der Tasche und mich an den Baum lehnen, um nie wieder fortzugehen.

Ja, Jaquetta, und ich kann mit mathematischer Sicherheit die Minute bestimmen, in welcher dies geschehen wird, in welcher ich den Lauf der Pistole meiner Stirn nähern werde — von heute in zwei Monaten wird es geschehen — an einem Sonntag — denn über diesen Sonntag hinaus darf ich nicht leben!

Ich darf über diesen Sonntag hinaus nicht leben — glauben Sie nicht, daß ein Wahnsinniger zu Ihnen spricht, Jaquetta.

Ich bin meiner fünf Sinne vollkommen mächtig und zwinge mich ruhig zu sein, denn ich schreibe einen Theil meines letzten Willens nieder, den für mich wichtigsten, und er klingt in eine Bitte für Sie aus.

Ich bin vollkommen gesund, ich hätte vielleicht ein langes, schönes, glückliches Leben vor mir — o Jaquetta, ich darf mir das Leben, das ich an der Seite der Geliebten führen könnte, nicht ausmalen, ich darf meinen Geist nicht in das Meer von Wonne tauchen — es ist ja Alles vergeblich, ich bin ja verurtheilt zu sterben!

Ich will nicht sterben, Jaquetta, ich will nicht sterben, ich sträube mich gegen das Sterben, wie der Verbrecher, dem der Henker die Schlinge um den Hals wirft — aber ich muß sterben!

Sterben mit einundzwanzig Jahren!

Sterben, während man gern leben möchte, während ringsum Alles zu glücklichem Leben einladet — kann es etwas Entsetzlicheres geben?

Es gibt wohl einen Menschen auf dieser Erde, der zu mir sagen könnte: Du darfst leben — aber um keinen Preis der Welt möchte ich diesen Menschen um mein Leben bitten. Ein

Wort von ihm genügte, mir das Leben zu schenken — ein Wort von mir vielleicht genügte auch ihn zu veranlassen, mich der Verpflichtung zu überheben, die so grausam auf mir lastet, der Verpflichtung mich zu tödten — aber die Ehre erlaubt mir nicht dies Wort zu sprechen, den Mann, in dessen Hand mein Leben liegt, anzuzuflehen, daß er mich noch länger leben lasse.

Wäre der Mann, der mein Leben in der Hand hat, jemand Anderer als der Graf von Slyken, ich könnte mich vielleicht entschließen, ihn um mein Leben anzuflehen — aber Slyken hat mich, als ich ihn wegen seines seltsamen Benehmens in einer Angelegenheit, in welcher auch Sie eine Rolle spielten, Jaquetta, zur Rede stellte, mit einer solchen Geringschätzung behandelt, daß ich lieber sterben, als seinem Hochmuth neue Gelegenheit geben will, sich an mir zu erproben. Er hat mich für einen Knaben gehalten und wie einen Knaben behandelt, weil ich Sie liebte, Jaquetta — mein Sterben mag ihn eines Besseren belehren, mein Tod ihm zeigen, daß ich ein Mann bin.

Ich komme nun zu dem eigentlichen Zwecke dieses Schreibens, Jaquetta.

Das Mädchen, das ich liebe und das mich wieder liebt, wird der Schlag niederwerfen. Wenn sie hören wird, daß man mich mit durchschossenem Hirne unter dem Lärchenbaume aufgefunden hat, wenn sie den Brief lesen wird, den ich für sie zurücklasse und in dem ich ihr die Motive meines Selbstmordes mittheile, so wird eine schwere Prüfung über sie hereinbrechen, die ich ihr gern erleichtern möchte.

Liebevoller Zuspruch im Unglücke richtet auf — wer aber vermöchte diesen Zuspruch eindringlicher zu spenden als Sie, Jaquetta, die Sie selbst durch die Schule des Unglückes gegangen und dabei so sanft und gut geblieben sind?

Wenn meine Geliebte in dem Augenblicke, wo das Unglück über sie hereinbricht, ein Wesen Ihrer Art um sich hat, so wird sie leichter über den Schmerz und das Elend, über die fürchterliche Stunde, die ihr den unerwarteten Einsturz des Glückes bringen wird, hinwegkommen.

Ich habe ein Mittel ersonnen, Jaquetta, welches Sie dem jetzt noch so glücklichen, in wenigen Wochen aber bereits namenlos unglücklichen

Wesen nahe bringen soll, das ich so sehr liebe und das ich in dieser Welt zurücklassen muß, während ich den dunklen Weg gehe, der in eine andere Welt führt.

Ich habe meiner Geliebten von einem unglücklichen Wesen erzählt, das allein steht in der Welt, dem der Gatte und nach dem Gatten der Mann gestorben ist, auf welchen es den Rest von Liebe übertragen wollte, der in seinem schwer heimgesuchten Herzen noch schlummerte und meine Schilderung hat die Theilnahme der Person wachgerufen, zu der ich sprach und sie so für das fremde Unglück erwärmt, daß sie sich aussprach, der Verlassenen ein Asyl bieten zu wollen, wenn eine Anlehnung an eine friedliche Häuslichkeit ihren Kummer zu lindern vermöchte.

Meine Geliebte ist Herrin ihres Willens, und in der Lage, das durchzuführen, was sie sich vorgenommen hat und wozu ihr Herz sie treibt. Frühzeitig auf ihre eigenen Füße gestellt, mit achtzehn Jahren von einem Vater, dessen einziges Kind sie war, der kränkelte und bald darauf starb, für großjährig erklärt, kann sie sich ihre Umgebung nach Belieben wählen.

Wenn Sie sich ihr vorstellen, Jaquetta, wird sie Sie mit offenen Armen aufnehmen. Sie werden nicht ihre Dienerin — Sie werden ihre Freundin werden und woran mir gelegen ist, Sie werden sie trösten, wenn die Katastrophe, die ich Ihnen vorhin angedeutet habe, an ihr junges Leben herantreten wird.

Ich weiß, Jaquetta, daß ich Ihnen ein Opfer ansinne — Sie haben mit einem ersten Versuche einer Anlehnung an eine zweite Person so herbe Erfahrungen gemacht, daß es Sie schwerlich gelüsten dürfte, Ihre Selbständigkeit zum zweiten Mal aufzugeben. Aber die bösen, unheimlichen Erfahrungen, die Sie im Hause meiner Tante gemacht haben, werden sich sicherlich nicht wiederholen, wenn Sie in das Haus des Mädchens eintreten, das ich liebe. Marietta von Zweibrück ist ein so liebenswürdiges Geschöpf, daß es Ihnen sicherlich bei ihr gefallen wird und daß Sie vielleicht selbst dann Bedenken tragen werden, sie zu verlassen, wenn die menschenfreundliche Mission, die ich Ihnen bei ihr zudenke, erfüllt sein wird.

Jetzt habe ich vor Ihnen, Jaquetta, mein Herz

ausgeschüttet, ganz so wie ich es in jenen Tagen that, wo ich Sie liebte; aus den Geständnissen, die ich Ihnen damals machte, aus der Entschiedenheit, mit welcher Sie mich damals in die Schranken zurückwiesen, die mich mein heißes Blut hatte überspringen lassen, schöpfte ich jetzt den Muth, mein Herz und alles das, was dieses Herz bedrückt, vor Ihnen herauszukehren. Hätte ich Sie damals nicht als ein edles, charakterstarkes und dabei doch wieder so unendlich mildes Wesen kennen gelernt, so wäre mir wohl nie der Gedanke gekommen, Sie in Alles das einzuweihen, was ich Ihnen jetzt anvertraut habe und die Bitte an Sie zu richten, die ich eben ausgesprochen habe und durch deren Gewährung Sie meinem Gemüthe einen Schimmer von Frieden wiederzugeben im Stande sind.

Lassen Sie mich nicht zu lange auf diese Gewährung warten — bedenken Sie, daß einem Menschen, der nur noch zwei Monate zu leben hat, jede Stunde bangen, zweifelnden Wartens zur Ewigkeit wird.

Kommen Sie, so bald Sie nur immer kommen können, zu mir nach Gellenschwangen in Böhmen,

damit ich Sie mit Marietta bekannt mache. Ich glaube, es wird mir wieder wohl zu Muthe werden, wenn ich Ihr liebes Angesicht sehen werde.

Anatol von Feuchtwangen."

Zwölftes Kapitel.

Eine Katastrophe.

Jaquetta befand sich in unbeschreiblicher Aufregung, nachdem sie den Brief zu Ende gelesen hatte.

Dem jungen Baron mußte geholfen werden — er durfte nicht sterben. Diesen Gedanken hielt sie fest, er hatte sich ihr schon während der Lektüre aufgedrängt, und von ihm geleitet traf sie ihre Anstalten.

Slyken war wieder in Wiesbaden, wo eben Wettrennen abgehalten wurden. Sie wollte ihn dort aufsuchen und Feuchtwangen's Brief inzwischen unbeantwortet lassen.

In Wiesbaden mußte es sich entscheiden, ob sie ihm überhaupt etwas zu schreiben habe, denn darüber, daß die Sache ganz anders erledigt

werden müsse, als er in seinem von der Verzweiflung diktirten Briefe es angedeutet, war sie im Klaren.

Sie bat den Leuchtthurmwächter, als er in die Stadt ging, ihrer Mutter zu sagen, daß sie sie besuchen und das Kind mitbringen möge. Als beide kamen, wurde sie nicht müde, das Kind zu herzen und zu küssen und sagte der Mutter, daß sie eine Reise vorhabe, die keinen Aufschub leide, weil es sich um die Ordnung der Vermögensfrage ihres Kindes handle.

Den Leuchtthurmwächter bat sie, er möge ihr auf einen Brillantring, den sie ihm in Verwahrung geben wolle, einen Vorschuß geben, da sie Reisegeld brauche. Der Ring, den sie dem alten Manne gab, war derselbe, den sie in Wiesbaden von Feuchtwangen erhalten hatte. Doch hatte sie das Portrait des Barons zuvor herausgenommen und den Alten ermächtigt, den Ring zu verkaufen, wenn sie längere Zeit ausbliebe und er das Geld, das er ihr auf das kostbare Pfand hin dargeliehen, brauchen sollte.

Jaquetta reiste Tag und Nacht und ihr erster Gang in Wiesbaden war der zu Slyken.

Slyken war ungemein erstaunt sie zu sehen, empfing sie aber mit einer Herzlichkeit, durch welche ein Schimmer freudiger Genugthuung hindurchleuchtete. Er wußte nicht, was sie zu ihm führte, aber sie war da — und daran knüpfte er bereits Hoffnungen.

„Mein Besuch befremdet Sie, Herr Graf," begann Jaquetta, „ich sehe das an Ihren Mienen. Sie denken ganz richtig, daß es keine Kleinigkeit sein kann, die mich aus meiner Heimat weggelockt und veranlaßt hat, vierzig Stunden lang im Eisenbahnwaggon zu sitzen."

„In der That," sagte Slyken lächelnd," ich wundere und frage mich, was Sie vom Meer zu Wald und Berg geführt hat — aber mein Staunen hindert mich nicht mich darüber zu freuen, daß Sie da sind und ich mit Ihnen die noch zwischen uns obschwebende Angelegenheit persönlich ordnen kann. Wie Sie wohl schon aus meinen Briefen entnommen haben, so ist die Cridasache des Bankhauses, bei dem ich Ihr Geld angelegt hatte, erledigt — das Haus zahlt seinen Gläubigern siebzig Procent. Ich werde diese siebzig Procent in Empfang nehmen, und Ihnen

die volle Summe auszahlen, sobald Sie es wünschen."

„Sie würden mich in der That verbinden Herr Graf, wenn Sie mir das Geld flüssig machten! Seit dem Tage, wo ich Sie bat, das Geld für mein Kind zu verwalten, sind Verhältnisse eingetreten, die es mir wünschenswerth erscheinen lassen, das Vermögen meines Kindes in meiner Hand zu haben."

„Die Summe wird morgen zu Ihrer Verfügung stehn, Madame Hawerton!" sagte Slyken.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf! Ich komme nun zu dem, was mich eigentlich veranlaßt hat, Sie aufzusuchen. Sie haben ein Leben in Ihrer Gewalt, Herr Graf — wenden Sie die Macht, die Ihnen ein Zufall in die Hand gegeben hat gut an — begnadigen Sie den, den Sie tödten können!"

„Ich verstehe Sie nicht, Madame Hawerton!"

„Sie können den Baron Feuchtwangen zwingen, daß er sich tödte" —

Ein „Ah" Slyken's unterbrach die im leisen Tone vorgetragene Rede Jaquetta's.

Jaquetta stockte, Slyken setzte seinen Nasenklemmer auf und betrachtete sie forschend.

„Fahren Sie fort!“ sagte er, „was wünschen Sie von mir?“

„Daß Sie dem Baron sein Wort zurückgeben, daß Sie ihm erlauben zu leben!“

„Sie lieben den Baron noch immer?“ fragte Slyken rasch.

„Ich habe ihn nie geliebt, Herr Graf!“ erwiederte Jaquetta fest.

„Wer wird Ihnen das glauben, wenn er hört, daß Sie sein Leben von mir erbitten!“ rief der Graf achselzuckend.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Graf, ich liebe den Baron ebenso wenig, als er mich liebt!“

„Aber er hat Sie geliebt!“ rief Slyken mit scharfer Betonung.

Jaquetta zuckte mit den Achseln.

„Sie haben ein Mittel in der Hand mich zu überzeugen, daß Sie den Baron nicht lieben!“ sagte Slyken ausholend.

Jaquetta schwieg.

„Wie wär's, wenn ich das Leben des Barons in Ihre Hand legte, Madame Hawerton?“ rief

Slyken, durch Jaquetta's Schweigen ermuthigt, lebhaft. „Wenn ich Sie zum Herrn über Feuchtwangens Schicksal machte?"

Jaquetta antwortete noch immer nichts. Sie dachte an Victor, an das, was ihr dieser über Slyken's Absichten in Bezug auf sie gesagt. Sie war darauf gefaßt gewesen, daß Slyken so zu ihr sprechen würde wie er sprach und sie bebte vor nichts zurück. Ihr Leben war doch nichts mehr werth und rettete sie mit dem Reste desselben ein junges blühendes Leben, so war es am Ende noch gut angewandt.

Slyken legte sich Jaquetta's beharrliches Schweigen im günstigsten Sinne aus, näherte sich ihr, schlang seinen Arm um sie und sagte:

„Ein Wort von Ihnen und ich gebe Feuchtwangen das seinige zurück."

Jaquetta bebte nicht — sie stieß den Grafen nicht von sich, sondern duldete die Berührung. Dabei sah sie ihn unverwandt an und sagte:

„Geben Sie mir den Brief an Feuchtwangen!"

Slyken zögerte.

„Seien Sie unbesorgt, Herr Graf," sagte Ja-

quetta mit einem traurigen Lächeln, „Sie kommen nicht um den Lohn Ihrer Großmuth."

„Verstehe ich Sie recht, Jaquetta?" rief Slyken, Jaquetta's Hand ergreifend und einen zärtlichen, begehrlichen Blick auf sie richtend.

„Ich glaube, wir verstehen uns gegenseitig!" murmelte Jaquetta ernst.

„Sind Sie die Meine, Jaquetta, wenn ich Ihnen den Freibrief für Feuchtwangen gebe?" rief Slyken lebhaft.

Jaquetta nickte mit dem Kopfe.

Slyken trat an den Schreibtisch und schrieb einige Zeilen, die er dann Jaquetta reichte.

Diese überflog sie mit den Augen und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Graf! Möchten Sie nicht die Güte haben den Brief zu siegeln und zu adressiren? Ich will ihn dann besorgen!"

Der Graf that, was Jaquetta gewünscht hatte.

Dann reichte er ihr den Brief und sie besah zuerst das Siegel und dann die Adresse.

„Noch Eines, Herr Graf," sagte sie, „Sie müssen mir versprechen, dem Baron nie zu verrathen, wem er eigentlich sein Leben zu verdanken hat!"

„Ich verspreche es Ihnen!“ sagte Slyken. „Nun ich Ihnen aber in Allem und Jedem Ihren Willen gethan habe, kommt die Reihe meine Wünsche auszudrücken an mich!“

Slyken machte Miene sich Jaquetta vertraulich zu nähern; sie aber sagte:

„Ich werde mein Wort halten, Herr Graf, wenn ich morgen wiederkomme, mir die Summe zu holen, welche das Vermögen meines Kindes ausmacht!“

Slyken mußte Jaquetta gewähren lassen.

Diese brachte den Brief, der Feuchtwangen ein neues, glückliches Leben erschloß, zur Post.

Am folgenden Tage erschien sie bei Slyken.

Der Lebemann sah sich am Ziele seiner Wünsche.

Als Jaquetta den Grafen verließ, ging sie in das Hôtel, in welchem sie abgestiegen war.

Sie schrieb einige Zeilen an den alten Leuchtthurmwächter und legte dem Briefe die Summe bei, die sie von Slyken erhalten hatte.

Sie bat den Alten, das Geld, welches das Erbe ihres Kindes sei, sicher anzulegen und treu zu verwalten, er sei der Einzige, sagte sie, auf

den sie sich verlassen könne — hätte sie das Geld dem Vater geschickt, so wäre sie Gefahr gelaufen, daß er es vernichtet hätte, weil er es doch nach seiner Anschauung für ein Sündengeld erklärt hätte, das dem Enkel keinen Segen bringen würde. Ihre Mutter bitte sie, sie möge für sie beten und ihr verzeihen.

Nachdem Jaquetta diesen Brief besorgt hatte, ging sie hinaus zu Dick's Grabe.

Dort betete sie lange und inbrünstig.

Als es Abend geworden war, erhob sie sich und ging festen Schrittes der Stadt zu.

Noch einmal suchte sie ihr Zimmer auf, brachte ihre Rechnung in Ordnung, bat den Wirth, das Rezepisse über den Geldbrief, den sie zur Post gegeben hatte, über Nacht zu verwahren und schrieb dann noch einige Worte auf einen Zettel, den sie auf den Tisch legte.

Es war Nacht geworden, als sie das Hotel verließ und dem Park zuschritt.

Da es ziemlich spät war und regnete, so lag der Park verlassen da. Kein Mensch war in demselben zu sehen.

Wie lange sich Jaquetta in den öden Baum-

gängen aufhielt — welche Gedanken ihre zu Tod betrübte Seele erfüllten — wer weiß es?

Mit einem Male rauschte das Wasser des Teiches, der sich hinter dem Curhause weit hinzog, auf, als ob ein schwerer Körper in das Wasser gefallen wäre. . . . .

Jaquetta hatte sich in den Teich gestürzt. . .
. . . .
. . . .

Schluß des ersten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

